..eleg.m.
1353
m

.eleg.m. 1353 m

<36623814050014
<36623814050014
Bayer. Staatsbibliothek

Voltz del. Wunder sc.

Hanns! des berühmten Philidors Zögling,
spielt Schach mit einem Engländer.

Jokus

des

Hypochonders Feind.

Ausgesuchte

Anekdoten und Charaktergemälde

zur

Erheiterung und Kurzweil

für

alle Stände.

8257

KÖLCSÖNKÖNYVTÁR ✱ LEIHBIBLIOTHEK
LAFITE ÉS ELSNER
BUDAPEST
WIENER GASSE

Neue wohlfeile Ausgabe. Preis 36 kr. oder 9 Ggr.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg und Leipzig.
Verlag von C. H. Zeh.

1826.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

07/02/100

Inhalt.

Seite

1. Philidor, des berühmten Schachspielers Zögling 1
2. Der Vicar aus Rochester 6
3. Der Gereiste 12
4. Tamerlan und Ibrahim 16
5. Der Vergiftete in der Einbildung . . . 21
6. Der Kapitän Richardson 25
7. Der verhängnißvolle Nagel 28
8. Die schlafende Schwäzerin 32
9. Zietens Lebensgefahren als Dragonerlieutenant 33
10. Der große Schwimmer 39
11. Lebensgefahren Karls XII. 43
12. Kaltblütigkeit Karls XII. 45
13. Dankbarkeit eigner Art 46
14. Der Schuhmacher 47
15. Naivetät 49
16. Malone und der Strassenräuber . . . 50
17. Der Schweizersoldat 51
18. Verstand und Wissenschaft sind zu vielen Dingen nütze 54
19. Der treue Hund 59
20. Der betrogene Erbschleicher . . . 60
21. Sibirische Merkwürdigkeiten 64
22. Wer nur seine Leute kennt 67
23. Klaus Narr 71

		Seite
24.	Das artige Kompliment . . .	76
25.	Die große Gasterei	—
26.	Standhaftigkeit aus Todesfurcht . .	78
27.	Sonderbare Unterpfande . . .	—
28.	Die vorausgehende Equipage . .	80
29.	Wohlbeleibtheit	—
30.	War das lobenswerther Patriotismus? .	81
31.	Die harten und weichen Hirnschädel .	82
32.	Der Rübennachtisch	83
33.	Der Ochsenkauf	84
34.	Eine sinnreiche Entschuldigung . .	85
35.	Mutterwitz	—
36.	Der passende Ausdruk . . .	86
37.	Ein Gegenstük	87
38.	Kinderei	—
39.	Großmüthige Rache	89
40.	Gerechtigkeit	90
41.	Verdiente Abfertigung . . .	91
42.	Die schönste Farbe	92
43.	Die schärfste Strafe	—
44.	Die angemessene Belohnung . .	93
45.	Der stolze Psi	94
46.	Die rasche Antwort	—
47.	Philopömen spaltet Holz . . .	96
48.	Gegenwart des Geistes . . .	97
49.	Ein verschmitzter Diebstahl . . .	—
50.	Böses Gewissen	98
51.	Muth und Edelmuth . . .	100
52.	Komische Bestrafung der Unwissenheit .	102
53.	Die hülfreichen Störche . . .	104
54.	Die gestohlne Kuh	—
55.	Wer hatte das meiste Gefühl? . .	105
56.	Luthers Selbstgeständnisse über seine Bibel-übersetzung	111

Seite

57. Die Ehrlosigkeit bei den Griechen . . 112
58. Sonderbare Kirchenzucht . . . 114
59. Witzeleien 115
60. Platz gemacht! ich trage den Tod . . 116
61. Apophtegma 117
62. Würde des Bartes bei den Russen . . —
63. Die Strafe der Neider . . . 119
64. Großmuth 122
65. Kluge Antworten 126
66. Die Ochsenkäse 127
67. Wallenstein zu Goldberg und der Kantor Fechner 129
69. Der Spruch nach Recht . . . 131
70. Die Prise Tabak und die Bouteille Champagner . . . . . —
71. Die gelungene List 132
73. Uebertriebener Ehrgeiz . . . 134
74. Die bescheidene Bitte . . . 135
75. Der Streit mit dem Magen und den Füßen 136
76. Treffende Antwort 137
77. Großmüthige Rache 138
78. Geistesgegenwart 139
79. Die nicht zu verstehende Antwort . . 140
80. Die ausgepfiffenen Verse . . . —
81. Der beschenkte Trommelschläger . . 141
82. Die beweinte Feder 142
83. Die beissende Frage 143
84. Der Hofnarr des Fürsten Potemkin . —
82. Falsch gerechnet 146
83. Der menschenfreundliche Ritter . . 147
84. Geistesgegenwart 150
85. Witzwort über Beaumarchais Drama: der beiden Freunde 151

Seite

86. Beigelegter Zweikampf durch einen Königskuchen 152
87. Tapferkeit und Humanität des Prinzen Ludwig Ferdinand v. Preußen . . 154
88. Verwechslung der Gesangbuchsprivilegium mit einem Gebet 156
89. Sarkastische Antwort einer Dame an den Minister v. Blacas . . . 157
90. Sinnreiche Antwort eines Persers, Georgien betreffend . . . . —
91. Jahnson's bittre Aeußerung über den Schauspieldichter Joseph Rend . . . 158
92. Satyrischer Titel einer asceetischen Schrift 159
93. Witzworte des Marschalls v. Noailles über den Generalpächter . . . . —
94. Wie Oberst Lochmann ein wildes Schwein einsperrte 160
95. Sechs Epigramme des Dichters H . . . auf eine geistreiche Dame . . . 162
96. Edelmuth des Marschalls v. Biron gegen einen invaliden Offizier . . . 164
97. Drolliger Zorn eines Streitsüchtigen . 166
98. Sonderbare Ehe zwischen Einem von der Familie Scott und einer von der Familie Murray . . . . . —
99. Alberne Anordnung um die Einheit des Orts in dem Schauspiele Proserpina zu beobachten 168
100. Spott über die Erhebung eines Lieferanten in den Adelstand . . . . —
101. Sarkastische Replik des Bildhauers Machi auf eine Frage Broninis . . . 169
102. Wortspiel über Geisterbeschwörungen . 170
103. Newtons bedauern, daß er ein Hagestolz geblieben 171
104. Aeußerung des Herzogs v. Braunschweig über den Schädel von Wurmser . . 172

Seite

105. Ein Trunkener, der seine Wohnung sucht 173
106. Spott des Grafen von Lanraguais über den Prinzen v. Henin 174
107. Freimüthige Erklärung des Kanzlers l'Hopital gegen den Connetable von Montmorency 175
108. Naive Frage über die Darstellung des Stücks: der Hund des Aubri . . 176
109. Herrmann Conring und der Kutscher . —
110. Sophisterei eines den Trunk Liebenden . 178
111. Triftiger Grund, die Stelle eines Sekundanten bei einem Zweikampf abzulehnen . 180
112. Zur Charakteristik der Perser . . —
113. Replik eines Soldaten mit vielen Narben gegen einer Dame 181
114. Rangstreit zwischen einem adelichen Vater und dessen Sohn 182
115. Chatterton's Aeußerung kurz vor seinem Selbstmorde . . . . —
116. Naive Aeußerung eines Lohnkutschers gegen Marmontel , . . . 184
117. Wortspiel Linguets über den Minister Calonne . . . . . . —
118. Scharfsinniges Urtheil einer Dame über die Schicksalsstüke 185
119. Witziger Spott eines Matrosen über ein paar reiche Gecken 186
120. Pirons Genügsamkeit . . . 187
121. Des Marschalls v. Montmorency Aeußerung auf dem Sterbebette . . 188
122. Sarkasmen über zwei Gefräßige . . —
123. Montesquiens witzige Replik auf eine bittere Frage von Voltaire . . . 189
124. Lächerliche Aeußerung von der Kanzel über Schauspielergesellschaften . . . 190
125. Witzwort über eine alte geschminke Kokette —

Seite

126. Naive Aeußerung eines Gesandten des Pascha von Egipten in Madrid über die Hofdamen 191
127. Impromtû auf eine Schildwache von der Bürgergarde 192
128. Sarkasm eines Soldaten gegen den verstorbenen Herzog von Berry . . 193
129. List eines Gasgogner v. Heinrich den IV. doppelte Pension zu erhalten . . 194
130. Drollige Antwort eines Knabens auf die Frage seines Lehrers . . . 195
131. Alberne Bemerkung in einem Kirchenbuche —
132. Witzworte des Schauspielers Bordier bei einem ausgepfiffenen Stück . . 196
133. Witzwort Joseph II. an die Frau eines italienischen Sängers 197
134. Le Brünns Witzwort über Zeit und Ewigkeit 198
135. Hochherzige Erklärung Isabeaus von den Revolutionstribunal . . . 199
136. Des Herzogs von Alba Entschuldigung über die Hinrichtung des Grafen Egmont und Horne . . . . . —
137. Witzige Entschuldigung über die Fragen eines geprüft werdenden angehenden Schulmanns 200
138. S. Johnson's Urtheil über Musik . 201
139. Catinat's großmüthige und kluge Benehmung gegen einen jungen Offizier . 202
140. Naive Erklärung einer Frau über die Unvermeidlichkeit sich scheiden zu lassen . 203
141. Verunglückte Aufführung der Farce Herodes von Bethlehem . . . —
142. Alberner Hochmuth einer Magd in einer großen Stadt 205
143. Witzwort über den Dichter Morand . —
144. Witziger Spott des Arztes Quarin . 207
145. Sarkasm. v. Wilkes gegen einen Volksdeputirten . . . . . —
146. Friedrich der Große und d'Alembert . 208
147. Der starke Barsabas . . . 209
148—166. Künstleranekdoten . 211 bis 222.

Philidor's Zögling.

Ein Schwank.

Als der berühmte Schachspieler, Philidor, sich zu Paris aufhielt, stürmte eines Tages, so erzählt man, ein junger ungeschlachter englischer Lord, trotz des Widerstandes der Dienerschaft Philidors, in dessen Zimmer, und schwur hoch und theuer, er wäre bloß deswegen aus England nach Frankreich gekommen, um mit ihm Schach zu spielen.

Philidor entschuldigte sich mit vieler Artigkeit, daß er weder heute noch Morgen, noch auch übermorgen Zeit habe, mit Sr. Herrlichkeit einige Spiele zu machen. Mylord aber erklärte, bestimmt: er würde nicht eher ruhen, als bis er Philidor'n matt gesetzt habe, und das müsse noch heute, es müsse jetzt den Augenblick geschehen, er ginge nicht eher vom Platze.

Philidor maß seinen Mann mit betrachtenden Blicken einige Minuten lang von oben bis unten. Der Portwein glühte auf seinen Wan-

gen, und machte seine Zunge stammeln. In dieser Rücksicht schien es bedenklich, ihn geradezu abzuweisen. Gut, Mylord, sprach endlich Philidor kaltblütig, wenn es denn durchaus gespielt seyn muß, so will ich Ihnen meinen Zögling hersetzen. Gewinnen sie diesem ein Spiel ab, so verspreche ich Ihnen, daß ich den ganzen Abend hindurch zu Befehl stehen will. Mylord besann sich einen Augenblick, und sagte dann: Nun es mag seyn. Sogleich rief Philidor ins Kabinet: Hans! Hans! Auf diesen Ruf hüpfte schnell ein niedlicher Affe herein, sah Philidor'n an, und erwartete seine Befehle. Ein Wink von Philidor — und der Affe saß schon am Tische und — ordnete die Steine des Schachspielbrets. Der Engländer machte gewaltig große Augen, als er sahe, wer sein Mitspieler seyn sollte. Ich bin doch begierig, sprach er, zu wissen, was der Bursche da gelernt hat. Philidor ging, ohne ein Wort zu sagen, ohne der sonderbaren Spielpartie zuzusehen, an seinen Arbeitstisch in ein Nebenkabinet, und schrieb.

Kaum sind einige Minuten vergangen, so springt Hans mit kläglichem Geheul, und unter Zähnfletschen ins Kabinet, und verbirgt sich unter dem Stuhl seines Herrn. Philidor eilt in das Spielzimmer um zu sehen, was vorgefallen

sey.

sey. Der Affe hatte gleich nach einigen gethanen Zügen, angefangen, den Engländer grinselnd und zähnfletschend anzusehen. Mit dem zehnten Zuge war Mylord matt gesetzt, und von Hans so höhnisch ausgelacht worden, daß Se. Herrlichkeit vom Portweine noch glühend, dem Andrange der Galle nicht zu widerstehen vermochte, und seinem Ueberwinder eine tüchtige Orhfeige gezogen hatte. Er fühlte jedoch das verübte Unrecht, wie billig, und gestand es offenherzig, mit Bitte um Verzeihung: „Ich meinerseits antwortete Philidor lächelnd, will Ihnen wohl verzeihen; allein ob mein Zögling so versöhnlicher Natur seyn wird, ist eine andere Frage. Wir wollen den Versuch machen.“ Er lockte den Affen mit sanfter Stimme, eins, zwei, dreimal. Aber wer nicht kam, das war Hans. Der Herr nahm nun den befehlenden Ton an, und Hans schlich ganz traurig unter seinem Stuhle hervor, und setzte sich, auf den Wink seines Herrn, mit niedergesenktem Kopfe und halbgeschlossenen Augen wieder an den Spieltisch. „Versuchen Sie Ihr Glück noch einmal, Mylord, sprach Philidor zum Engländer. Aber ich bitte mir es aus, daß Sie nicht von neuem in Zorn gerathen, wenn Sie gegen diesen Meister etwa wieder einen Schülerstreich machen und —

ausgelacht werden." Der Lord verspricht und nimmt seinen Platz ein. Philidor geht wieder an seinen Arbeitstisch ins Kabinet.

Eine Viertelstunde lang herrschte die tiefste Stille im Zimmer. Jeder treibt ungestört seine Beschäftigung, wie es scheint, mit vielem Eifer. Plötzlich hört Philidor den Engländer laut aufschreyen: das ist ja ein verzweifeltes Thier — ich habe ihm nicht das Geringste zu Leid gethan und doch...

Philidor springt schnell auf, und glaubt nicht anders, als sein Hans habe, weil er sich bei übler Laune und gezwungen an den Spieltisch gesetzt, das Spiel verloren, und für diesen Verlust sich ebenfalls, wie vorhin der Engländer, durch eine Ohrfeige an ihm gerächt. Allein so schlimm war es nicht. Wie Philidor ins Zimmer trat, steckte Hans unter dem Sofa, und guckte ganz furchtsam darunter hervor.

„Ich will nicht hoffen, sprach Philidor zum Engländer, daß wieder etwas vorgefallen ist?"

„Wahrhaftig nicht! Mein Herr! Ich habe dem schelmischen Thiere nicht das Geringste zu Leid gethan, mit einem Male aber springt es auf und läuft fort." —

„Lassen Sie uns doch einmal das Spiel unter-

tersuchen, Mylord, sprach Philidor. Ich werde ja sehen." —

„Ha! Ha! Nun weiß ich's wohl! Mein Hans hatte eine neue Ohrfeige zu fürchten. Ihr Spiel steht sehr schlecht, Mylord! Sie sind bald matt." —

„Das ist nicht möglich!"

„Ziehen Sie, Mylord!"

Mylord zog; Philidor auch; Nach drei Zügen war der Engländer matt. Sie sehen, sprach Philidor, daß, da Sie nicht einmal meinem Zögling etwas abgewinnen konnten . . . .

Ich bin ihr Diener, unterbrach ihn der Lord, den der Aerger auf einmal ganz nüchtern gemacht hatte, und entfernte sich schnell.

Man konnte ihn hernach nicht zorniger machen, als wenn man fragte: wie viel er dem Herrn Philidor in Paris, Parthien agbewonnen habe?

2.

Der Vikar aus Rochester.

Eine wahre Anekdote.

In einem Kirchspiele der englischen Grafschaft Rochester starb unlängst ein reicher Geistlicher, der

ver eine überaus einträgliche Pfarre gehabt hatte. Es meldeten sich sogleich, wie man leicht denken kann, eine Menge Kandidaten bei dem Minister, um diese Stelle zu erhalten. Einige gaben Bittschriften ein; andere ließen Empfehlungsschreiben für sich durch die dritte Hand aufsetzen; noch andere suchten den Kammerdiener des Ministers, der in einigem Ansehen bei ihm stand, zu bestechen — kurz, man sparte kein Mittel, diese reiche Pfründe zu erhaschen.

Ein armer Vikarius, der die Dienste des Verstorbenen, eines großen Geizhalses, fast umsonst und gleichsam um Gottes Willen, versehen hatte, wagte es nicht, sich um die Pfarre zu melden, ob er gleich unter allen übrigen, die darauf Anspruch machten, der Würdigste war.

Er schmachtete mit einer zahlreichen und zärtlich geliebten Familie im Elende, und seine Dürftigkeit war so groß, daß er nicht einmal eine anständige Kleidung besaß, in welcher er sich dem Minister persönlich hätte empfehlen können. Der ansehnliche Hausrath des verstorbenen Predigers wurde in einer öffentlichen Auction verkauft, und der gute Vikarius — dem alle übrigen Hausgeräthe viel zu theuer und zu kostbar waren, erstand für einige Schillinge einen alten, großen, hölzernen Kasten, den sonst

Nie=

Niemand haben wollte, und den er für das Wenige, was er kostete, gut zu gebrauchen dachte.

Der Kasten schien ihm, seiner Größe nach, inwendig sehr geräumig, und zur Aufbewahrung von allerlei Kleinigkeiten seines dürftigen Hausrathes sehr geschickt.

Er fand ihn aber enger, als er geglaubt hatte, und vermuthete daher einen doppelten Boden. Nach vielem Besehen, Umkehren und Messen, entdeckte er endlich einen verborgenen Schieber — er öffnete ihn — und siehe da! es fand sich ganz im tiefsten Hintergrunde ein Kästchen mit einer Summe von 500 der schönsten Guineen! Welch ein Fund! und welch ein Anblick für einen Mann, der das Geld so nothwendig brauchte! Dazu kam noch der Gedanke an die völlige Sicherheit, mit welcher er sich diesen gefundenen Schatz zueignen konnte, ohne daß irgend Jemand nur den geringsten Argwohn schöpfen und ihm diese Summe wieder abfordern könnte.

In dem Augenblicke dieser erfreulichen Entdeckung kamen die beiden jüngsten Kinder des Vikars, und baten, in einem sehr dringenden Tone, um — ein Morgenbrot. Der Vater umarmte die Kleinen, seufzte, hob seine halb thränenden Augen gen Himmel, faßte sodann

mit rascher Entschlossenheit die Goldrollen, eilte in das Pfarrhaus, übergab die ganze Summe den Erben des verstorbenen Geistlichen, und erzählte ihnen, auf welche Art er dazu gekommen wäre.

Und was thaten die Erben? Sie begnügten sich mit einem kalten Lobe seiner That, dankten dafür, strichen das Geld ein und ließen den Vikar seiner Weges gehen.

Einer von seinen Nachbarn erfuhr diese Begebenheit, und eilte, so schnell er konnte, zu dem ehrlichen Finder.

„Mein Freund, sprach er, sind Sie nicht ein Thor? das günstige Glück bot Ihnen ein Mittel dar, Sich und die Ihrigen auf einmal aus aller Noth zu retten, und Sie machten keinen bessern Gebrauch davon? Wird sich je wieder eine solche Gelegenheit zeigen? Sind Sie nicht Gatte und Vater?"

„Wohl bin ich das, antwortete der Vikar — aber ich bin auch Mensch und kenne meine Pflichten, ja, ich lehre sie öffentlich vor dem Volke — soll ich nicht mit meinem eigenem Beispiele vorangehen? Glauben Sie mir, ich fühle die bedrängte Lage der Meinigen mehr als zu tief, aber noch tiefer fühle ich in meinem Innersten, daß ich so handeln mußte. Was wä-

re

re Religion, was Moral, was Tugend, wenn sie gerade bei solchen Lockungen nichts über uns vermöchten? wenn sie nicht jede andere Empfindung, jede andere Neigung zu unterdrücken fähig wären?

„Mangel leiden, mit ewigen Nahrungssorgen kämpfen, und fast Hungers sterben, ist doch auch sehr hart — erwiederte der Nachbar. Ich bewundere Ihre Ehrlichkeit, aber wahrhaftig, ich weiß nicht, ob ich das an Ihrer Stelle gethan hätte."

„Berechtigt mich dies, war die Antwort des Vikars, anders zu handeln als ich that?" Nun setzte er seinem Freunde mit eben so vieler Sanftmuth als Herzlichkeit die Pflichten, die uns die Moral in solchen Fällen unnachläßlich auferlegt, auseinander, und der Nachbar ging, mit erhöhten Gefühlen der Bewunderung seines Freundes, nach Hause.

Tugend wird hier nicht immer äußerlich belohnt, und was wäre sie — wenn sie dies immer würde? Wir übten dann Tugenden aus Eigennutz, ohne tugendhaft zu seyn. Aber ganz unbelohnt bleibt dennoch die Tugend auch in diesem Leben nie; das hohe Selbstbewußtseyn, recht gehandelt zu haben, ist einem edlen Gemüth der schönste Lohn. Nur ein ganz versunkener

Mensch

Mensch hat dafür keinen Sinn und begreift es nicht. Doch die seltne Rechtschaffenheit unsers guten Vikars fand diesmal, nicht blos einen kalten Bewunderer, sondern auch einen warmen Verehrer. Eines Tages erschien ein Bedienter des Ministers mit dem Befehle, daß der Vikar morgen um die Mittagszeit sich bei ihm einstellen sollte.

Der arme Mann erschrak über diese Botschaft, und wußte nicht, was ein Lord von England mit ihm zu reden haben sollte. Er machte sich jedoch am folgenden Tage um die bestimmte Zeit auf, meldete sich im Vorzimmer und wurde sogleich vorgelassen.

Wie erstaunte der Vikar, als er beim Eintritte in den großen Prachtsaal eine zahlreiche, glänzende Versammlung der vornehmsten Herren des Königreichs fand.

„Sind Sie der Mann, redete ihn der Minister sogleich an, der die 500 Goldstücke fand und so ehrlich zurück gab?" —

Der fast beschämte Vikar bekannte nun demüthig sich zu dieser That, und in den Blicken aller Anwesenden war Achtung und stille Bewunderung zu lesen.

„Man führe diesen Mann seiner Bestimmung entgegen" — sprach jetzt der Minister. Still-

schweigend folgte der Vikar einigen Bedienten, die ihm in eine Kutsche halfen, und gerade nach seinem Kirchspiele mit ihm zufuhren. Tausenderlei verschiedne Gedanken durchkreuzten die Seele des Ueberraschten, während er im Wagen saß. Man langte endlich im Kirchspiele an, und stieg gerade — vor der Pfarrwohnung ab.

„Meine Herren! sagte der Vikar, dies ist nicht meine Wohnung." —

„Von jetzt an ist sie es, antwortete ihm ein Kammerdiener, Mylord setzt Sie hier zum Pfarrer ein, und hat mir aufgetragen, Ihnen in seinem Namen zu sagen: Er verlange weiter nichts von Ihnen, als daß sie die edlen Gesinnungen Ihres Herzens immer beibehalten sollten. — Se. Herrlichkeit würden sich stets eine Ehre daraus machen, Sie seinen Freund zu nennen. Dies sind Mylords eigene Worte."

Das freudige Staunen, das süße Schrecken des guten Vikars zu schildern, würde eben so unnütz als langweilig seyn. Sobald er sich daher wieder selbst überlassen war, flossen seine Empfindungen in lauten, mit heißen Thränen vermischten Dank gegen Gott und dann gegen seinen irdischen Wohlthäter über. O wie froh bin ich nun, sprach er, daß ich mein Glück nicht mit Aufopferung meiner Rechtschaffenheit zu

machen

machen suchte. O vergesset es nie, fuhr er zu seinen, ihn umarmenden, Kindern fort, vergesset es nie:

„Folgen wir blos unsern sinnlichen Neigungen, so machen wir uns wohl oft einzelne vergnügte Stunden und Tage; aber folgen wir der Stimme unsers Gewissens, so belohnt uns jeden Tag ein mit uns selbst zufriednes Herz.

3.

Der Gereiste.

Der Baron von Flachsenfingen schickte seinen Sohn Eberhard auf Reisen, damit er diejenige Klugheit, woran es ihm noch zu fehlen schien, unterwegs einsammeln möchte. Zwei lustige Vettern, feine Schälke, reisten mit.

Diese drei besuchten unter andern merkwürdigen Städten denn auch vor allen Paris. Als es an die Abreise gehen sollte, bezahlten die beiden Vettern die ganze Rechnung, und baten den Wirth, daß er ihrem Reisegefährten, wenn derselbe seine Zeche bezahlen wollte, nichts abfordern möchte. Wenn er aber darauf bestände, die Ursache zu wissen, warum er ihn ohne Zahlung entließe, so möchte er antworten: „Es stecke

ein

ein großes Geheimniß dahinter.“ Dann werde Eberhard von Flachsenfingen in ihn dringen, ihm dieses Geheimniß zu offenbaren. Hierauf solle er sich von ihm die heiligste Verschwiegenheit geloben lassen und ihm Folgendes kund thun: „Er, der Wirth, wäre zwar zur Winterszeit ein Wirth in Paris, aber wenn der Sommer herannahe, verwandle er sich alljährig in einen Storch und ziehe nach Deutschland, wo er sein Quartier auf dem Gute des Freyherrn von Flachsenfingen nehme, und sich von den Fischen in den Seen und Teichen desselben ernähre, manchmal auch einen jungen Hasen oder ein Rebhühnchen wegschnappe und sich gütlich thue. Also habe er, was der junge Herr Baron jetzo bei ihm verzehrt, schon vielfältig auf den Gütern seines Herren Vaters im voraus genossen und werde, wenn es erlaubt sey, auch noch fernerhin dort einsprechen.“ Der Wirth führte seinen Auftrag aus. Eberhard von Flachsenfingen erstaunte, und schien etwas ungläubig. Allein da der Wirth, welchen die Vettern gehörig unterrichtet hatten, alle Gelegenheiten von Flachsenfingen so genau schilderte, daß nur ein Augenzeuge so gut Bescheid wissen konnte, hielt er endlich die Sache für wahr und lud den Wirth ein, es sich noch ferner auf den Gütern seines

Vaters gefallen und die Fische, Hasen und Rübhühner sich nach Belieben wohlschmecken zu lassen. Der Wirth aber bat ihn noch einmal flehentlichst, dieses große Geheimniß Niemandem zu entdecken. Und so schieden sie von einander.

Der Junker von Flachsenfingen kam bald darnach zur großen Freude seiner Aeltern in das Vaterland zurück. Und da er einige französische Wörter radebrechen, einige Bockssprünge im Tanz anbringen und das Halstuch geschickter schürzen konnte, als vordem, so glaubten sie, daß ihr Sohn nun mit allen denjenigen Vollkommenheiten, welche ihm vorher noch gefehlt hätten, reichlich geschmückt sey.

Diese angenehme Täuschung dauerte aber nur von Fastnacht, wo die Reisenden heimgekehret waren, bis Ostern. Denn als bald nach diesem Feste der Baron mit seinem Sohne an einem heitern Tage ins Gefilde hinaus lustwandeln wollte, siehe! da kam der Storch nach seinem gewohnten Neste auf der Scheuer daher geflogen und verführte ein ungemein lustiges Geklapper. Kaum ward Junker Eberhard dieses gewahr, als er ausrief: „Geschwind, geschwind nach Hause, mein bester Vater! denn wir bekommen Gäste.“ — Damit eilte er in den Hof zurück und der Vater folgte nach. Aber

so

so viel dieser sich umsehen mochte, so wollte doch Niemand, der einem Gaste ähnlich sah, erscheinen. Endlich erblickte er seinen Sohn, der mit dem Storche auf dem Forste des Hauses complimentirte und einmal über das Andere ausrief; „A Monsieur l'hôte, vous étes le très bien venu ici; je suis bien aise, de vous voir.“ Der Storch aber antwortete durch ein freudiges Geklapper.

Da wurde das Entzücken des Junkers immer größer. Er nöthigte den Storch auf das dringendste, ohne Umstände herabsteigen, ein besseres Quartier im Schlosse zu beziehen und mit einem freundschaftlichen Abendbrot vorlieb zu nehmen. — Endlich trat der Vater näher hinzu und fragte den Sohn: „Ob er närrisch geworden sey?“ — Da flüsterte der Sohn dem Vater heimlich in's Ohr, es stecke ein Geheimniß dahinter und dieser Storch sey kein wirklicher Storch, sondern ein sehr angesehener Wirth aus Paris. Kurz! er erzählte ihm die ganze abentheuerliche Geschichte.

Der Vater aber kreuzigte und segnete sich und ermahnte seinen Sohn auf das Ernstlichste, eine so alberne Meinung fahren zu lassen, und dagegen festiglich zu glauben, daß man seiner Einfalt eine Nase angedreht habe.

Zu:

Zugleich überzeugte sich der alte Baron von Flachsenfingen, daß, wer albern eine Reise antritt, auch albern von derselben zurückzukehren pflegt, und daß es seine Richtigkeit habe mit den Reimen:

Es flog ein Gänschen wohl über den Rhein
Und kam als Gänsrich wieder heim.

4.

Tamerlan und Ibrahim.

Eine historische Anekdote.

Tamerlan, oder Timurleng, der berühmte Eroberer von Asien, und zugleich das Schrecken desselben, geboren in der großen Tatarei (1335.) war ein Unterthan Hussains, welcher damals die Provinz Turgestan besaß. Er schwang sich durch seine Tapferkeit auf den Thron dieses Fürsten, stellte sich an die Spitze der Tartarn, eroberte Parthien, Assyrien, die benachbarten Provinzen, Persien und einen großen Theil von Indien. Jede neue Eroberung machte seine Länderbegierde nur noch brennender. Er hatte sich unter andern auch Schirwan, einer Provinz des persischen Reiches mit einer zahlreichen Armee genähert, um diese Provinz zu unterjochen.

Bisher hatte dieselbe das Glück eines langen Friedens genossen; und die Bewohner desselben ehrten und liebten ihren Fürsten, Namens Ibrahim, wie er es verdiente. Selten findet man unter den morgenländischen Fürsten seines Gleichen. Das Wohl seiner Unterthanen lag ihm mehr am Herzen, als seine Vergnügungen. Er suchte sein Volk durch weise Gesetze zu beglücken; er wachte mit väterlicher Sorgfalt über die Aufrechthaltung dieser Gesetze, vertheilte mit strenger Unpartheilichkeit Belohnungen und Strafen, und hatte, durch seine rastlose Bemühungen, seine Unterthanen auf einen Gipfel des Wohlstandes erhoben, welchen selten ein Volk jener Gegenden, so wie jener Zeiten, zu erreichen pflegt.

Sobald die Nachricht von Tamerlans Annäherung in Schirwan erscholl, versammelte der edle Ibrahim, weniger für sich selbst, als für seine Unterthanen besorgt, sogleich alle seine vornehmsten Minister, um sich mit ihnen über die Maßregeln zu berathschlagen, welche bei dem, ihnen drohenden, gewaltigen Sturme, zu ergreifen wären.

Der Oberfeldherr Ibrahims, mit Namen Osman, ein tapferer Soldat, erklärte sich sogleich für den Krieg, und meinte, er sey Mannes genug, um den Stolz des kühnen Eroberers zu beu-

gen, und ihn durch die Stärke seines Armes zu demüthigen. Mit feurigem Ungestüm versprach er, den letzten Blutstropfen für seinen Fürsten zu vergießen, und eher zu sterben, als zuzugeben, daß sich Ibrahim unter das Sklavenjoch Tamerlans beugen sollte.

Als Osman geendet hatte, nahm Usbek, der Schatzmeister Ibrahims, das Wort, und versicherte, daß er nicht weniger als Osman bereit sey, Blut und Leben für seinen Fürsten zu lassen, sobald dieser sich für den Krieg erkläre und glaube, durch die Gewalt der Waffen, sich und sein Volk am sichersten retten zu können. Doch, fuhr er fort, wird wohl ein Volk, so gering an Zahl, und durch einen langen Frieden der Waffen entwöhnt, sich mit einem mächtigen, sieggewohnten Heere messen dürfen? Ich sehe daher keine wahrscheinliche Rettung, als in der Flucht. Meine Meinung ist also: Deine Schätze und deine Person so schnell, als möglich, in eine andere Gegend zu flüchten, wohin wir dich als treue Unterthanen unweigerlich begleiten werden. Es ist, setzte er hinzu, nicht wahrscheinlich, daß Tamerlan sich in einem leeren Lande lange aufhalten wird. Sein Ehrgeitz treibt ihn gewiß zu entferntern Eroberungen — und ist der Sturm vorüber — so kehren wir dann in unser Vaterland zurück, um

um mit desto größerm Vergnügen der Ruhe zu genießen. —

So waren die Meinungen der Großen getheilt. Die wenigsten stimmten für den Krieg, die Meisten für den Frieden oder für die Flucht.

Ibrahim hörte alles, was man ihm rieth, mit Ruhe an, dankte für die guten Gesinnungen welche man für seine Person zeigte, und setzte endlich hinzu: es ist wahr, Flucht würde meine Person am meisten sichern; aber meine Unterthanen würden unstreitig am meisten dabei leiden. Schrecklich würde die Rache des Eroberers mein armes Land treffen, wenn ich solches aller Mittel der Vertheidigung selbst beraubte. Ich danke dem Himmel, daß mir ein besseres Mittel noch zu Gebote steht, euch alle zu retten. Bald sollt ihr mehr hören; bittet jedoch jetzt den Himmel, daß er mein Vorhaben gelingen laßen wolle.

Nachdem die Versammlung mit grosser Spannung aus einander gegangen war, und keins der Mitglieder dieses hohen Rathes errathen konnte, was für ein Rettungsmittel der Fürst entworfen hatte, ließ unterdessen Ibrahim reiche Geschenke zubereiten, wie sie bei morgenländischen Fürsten gewöhnlich gegeben und angenommen zu werden pflegen.

Tamerlan hatte überhaupt den Befehl erge-

hen lassen, daß von jeder Art der, ihm darzubringenden Geschenke allezeit neun Stück seyn sollten. Ibrahim ließ daher 9 schöne Pferde, mit Gold und Perlen reich geschmückt, eben so viele Leoparden mit goldnen Halsbändern; 9 seidne Zelte, mit Gold und Silber gestickt, eben so viele indische Teppiche und noch mehrere ähnliche Geschenke fertig machen. Zu diesen fügte er noch 8 Sklaven hinzu, und verfügte sich, in Begleitung dieser, und einiger andern Diener, gerade zu Tamerlans Hauptquartier. Der siegreiche Eroberer warf einen stolzen Blick auf die Geschenke, und fragte sogleich bei Erblickung der 8 Sklaven, wo der neunte sey.

„Hier zu deinen Füßen! antwortete Ibrahim, indem er sich vor Tamerlan niederwarf. Du sollst, fuhr er fort, keinen gehorsamern Sklaven haben, als mich; und ich werde mich glücklich schätzen, wenn mein Volk frei bleibt! Ja, mächtigster Fürst! schenke meinem Volke die Freiheit, und laß mich dein Sklav seyn. Nie sollst du einen dir ergebenern Diener besitzen, wenn du meine Bitte erhören willst.“

Die Tugend behauptet überall und unter jedem Volke, ihre hohen Rechte; sie hat ihre eigene siegende Kraft, welcher nur ein völliger Barbar zu widerstehen vermag.

Tamerlar wurde durch Ibrahims Benehmen erschüttert und zugleich so gerührt, daß er den Knieenden mit Huld aufhob. „Du sollst, sprach er zu Ibrahim, hinfort mein Freund, nicht aber mein Sklav seyn; eine solche Tugend verdient ein besseres Loos, als Sklavenketten. Bestimmte mich mein Schicksal nicht zu weit aussehendern Unternehmungen; ich würde mich in einem kleinen Reiche, wie das deinige, nach dir bilden, und dir ähnlich zu werden trachten. Du bist indeß frey; kehre zu deinem Volke zurück und mache es ferner so glücklich, als du es bisher thatest.

Mit stiller Bewunderung entließ Tamerlan den neuen Freund; mit lautem Jubel empfing seinen, ihm wiedergegebenen, Fürsten, das beglückte Volk!

5.

Der Vergiftete in der Einbildung.

Eine komische, aber wahre Anekdote.

Der Marquis d'Argens, einer der redlichsten Franzosen, welche Friedrich der Große zu seinem Umgang wählte, kam einige Jahre nach dessen Regierungsantritt, nach Berlin, und wurde vom Könige zum Kammerherrn und Mitglied der Akademie

demie in Berlin erwählt. Er war erst Soldat gewesen und beschäftigte sich in der Folge ganz mit den Wissenschaften, worin er nichts weniger als oberflächliche Kenntnisse besaß. Sogar die Kirchenväter studirte er. Friedrich der Große schätzte und liebte ihn, ob er ihn gleich oft zum Ziele seines beißenden Witzes machte. Auch geriethen beide nicht selten über gelehrte Gegenstände in einen ziemlich lebhaften Streit. Der Marquis hatte übrigens bei dem besten Herzen, sonderbare Launen und Eigenheiten; auch bildete er sich oft ein, krank zu seyn, wenn er gleich vollkommen gesund schien. Weil er gegen die Kälte sehr empfindlich war, so trug er gewöhnlich, selbst im Sommer, zwei Schlafröcke und zwei Mützen über einander. Oft kam er in einem halben Jahre nicht aus seinem Hause. Er wohnte, während des siebenjährigen Krieges, in dem königlichen Lustschlosse Sanssouci. Seine Gemahlin, eine sehr gebildete und gutmüthige Dame, hatte eines Tages in der Gärtnerwohnung einen Familienball veranstaltet. Der Marquis wollte dem Balle nicht beiwohnen, entweder weil ihm das Wetter nicht heiter genug war, oder um die Zeit zum Studiren anzuwenden. Er überließ daher das Vergnügen des Tanzes seiner Familie, studirte in seinem Zimmer, wie gewöhnlich, legte

sich aber diesmal ziemlich zeitig zu Bette. Wahrscheinlich hatte er vor kurzem in einem Buche wieder etwas von der Schädlichkeit kupferner Geschirre gelesen. Halb im Schlafe fällt ihm dieses plötzlich ein. Seine Phantasie verfolgt den Gedanken und spinnt ihn immer weiter aus.

Aengstlich für seine Gesundheit besorgt, kommt er auf den Einfall, den Zustand seines Küchengeschirres mit eigenen Augen zu untersuchen, damit er erfahre, ob er künftig ohne Gefahr aus seiner eignen Küche speisen könne. Er klingelt seinem Bedienten; aber dieser hat sich ebenfalls zum Balle hingeschlichen. Der Marquis springt aus dem Bette, wirft einen Schlafrock über, nimmt ein angezündetes Licht in die Hände, und begiebt sich in die Küche. O Schrecken! da stehen nicht nur mehrere kupferne Geschirre, sondern der Suchende findet auch in einem dieser Geschirre die Ueberbleibsel eines Ragout, von welchem er sich noch diesen Mittag gespeiset zu haben erinnert.

Der Marquis hatte aber schon öfters gegen seine Gemalin über die Schädlichkeit des Kupfergeschirres sich geäußert, und sie dringend gebeten, diese Geschirre ganz abzuschaffen; auch hatte diese ihm versichert, daß das längst geschehen wäre. Höchst erbittert über diese Falschheit, wie es der

Mar-

Marquis nannte, läuft er, ohne an seinen leichten Anzug zu denken, durch den Garten hindurch nach der Wohnung des Gärtners, verliert noch unterwegs beide Pantoffeln, eilt gerade nach dem Ballsale und tritt, das Kasserol mit den Ragoutresten in der einen Hand haltend, in das Ballzimmer. Die Angst malt sich in jeder seinen Geberden und preßt ihm den lauten Schrei aus: ich bin vergiftet! Die Gesellschaft erschrickt, fragt, bedauert, will das Nähere wissen, will helfen und alle schreien durch einander. Jedoch der ergrimmte Marquis überschreit sie alle, hört auf nichts, was man ihn fragt, wendet sich an seine Gemalin, mit welcher er sonst sehr zufrieden lebte, und hält ihr eine höchst scharfe und nachdrückliche Strafpredigt über ihren Leichtsinn und die Nachlässigkeit des Koches. Lange konnte man den Zornigen nicht besänftigen. Man machte ihn endlich auf die Folgen seines leichten Anzuges zur Nachtzeit, aufmerksam. Darüber erschrak der arme Marquis nun wieder so sehr, daß er sogleich seinen Strafsermon abbrach, sich geduldig in einigen Betten einwickeln und in sein Schlafzimmer zurücktragen ließ. Am folgenden Morgen war zwar die Zornhitze verraucht und die Furcht vor Vergiftung verschwunden; aber das verhaßte Kupfer-

geschirr

geschirr mußte für immer aus der Küche entfernt werden.

6.

Der Kapitän Richardson.

Der englische Kapitän Richardson, der im vorigen Jahrhunderte lebte, ward einst auf einer Farth in der Gegend von Danzig, von einem heftigen Sturme überfallen, wobei sein Schiff, welches alle Segel und Taue verloren hatte, fast zu Grunde gerichtet wurde. Mit genauer Noth kam er endlich noch in den Hafen von Danzig an. Allein nicht damit zufrieden, das ihm anvertraute Schiff gerettet und in Sicherheit gebracht zu haben, war er auch auf die Rettung derer bedacht, welche er in gleicher Gefahr gesehen hatte. Er eilte auf ein Schiff, das er schon vor Anker fand, und meldete dem Kapitän desselben, er habe während des Sturmes ein kleines Danziger Fahrzeug dergestalt mit den Wellen kämpfen gesehen, daß, wenn nicht eilige Hülfe geschehe, Fahrzeug und Mannschaft, ohne Rettung verloren seyn würde. Er munterte daher den Kapitän auf, das Fahrzeug zu retten, weil er selbst zu entkräftet sey, um den Nothleidenden thätige

Hülfe

Hülfe leisten. Der Danziger Kapitän schlug die Bitte des Engländers ab, weil ihm die Unternehmung zu gewagt schien. „Wohlan denn, mein Herr! sprach Richardson, weil sie die Gefahr scheuen, so will ich mich ihr, so entkräftet ich auch bin, selbst aussetzen. Geben sie mir wenigstens ihre Leute, weil die meinigen gar zu schwach sind, um die Unglücklichen, wie ich wünsche, retten zu können. Auch diese Bitte wurde abgeschlagen. So geben sie mir wenigstens, fuhr Richardson fort, ihre Schaluppe, weil sie größer ist, als die meinige.

Auch dazu wollte sich der Danziger nicht verstehen. Das Leben von 16 unglücklichen Menschen, die mit dem Tode kämpften, schien ihm nicht wichtig genug, um sein Fahrzeug zu ihrer Rettung herzugeben.

Mit edlem Unwillen verließ Richardson den Danziger Kapitän, eilte aus dessen Schiffe auf das seinige, und rief, indem er es betrat: Engländer! laßt uns die Unglücklichen, die wir auf der See mit dem Tode ringen sahen, retten! Vergebens habe ich einen Hartherzigen zu einer so rühmlichen That aufgefordert. Lasset uns ihn beschämen und zeigen, daß wir mehr Muth und mehr Menschenliebe besitzen.

Ungeachtet der großen Müdigkeit waren dennoch

noch die Matrosen willig zur Hülfe. Man setzte die kleine Schaluppe aus. Aber jetzt bemerkte Richardson zu seinem großen Leidwesen erst, daß er im Sturme das Ruder verloren hatte.

Ohne sich lange zu bedenken, eilte er mit einigen Matrosen zu dem Danziger, der für Menschenrettung weder Sinn noch Muth gezeigt hatte, bemächtigte sich seiner Ruder mit Gewalt, segelte in das noch immer stürmende Meer, und rettete auf eine dreimalige Farth, weil seine schwache Schaluppe nicht gestattete, alle Mannschaft auf einmahl einzunehmen, die Unglücklichen, deren 16 waren, wirklich.

Der damalige König von Polen, Stanislav Poniatowsky, ein Fürst von gefühlvollem Herzen bei einem gebildeten Verstande, war von der Handlung des edlen Richardson so gerührt, daß er seinem, zu Danzig wohnenden Generalkommissair auftrug, dem großmüthigen Retter seiner 16 Unterthanen öffentlich seinen Dank zu bezeigen.

Zum Andenken an die edle That und zum Beweise der königlichen Hochachtung mußte der Generalkommissair dem englischen Kapitän die große goldene Ehrenmedaille, worauf die Worte stehen: Merentibus (denen, die sie verdienen) über=

überreichen. Dies geschah auf eine feierliche Art, in Gegenwart einer Magistratsdeputation aus Danzig und vieler dort wohnenden Engländer, welche dem großmüthigen Menschenretter zu seiner That Glück wünschten, und ihm ihre Hochachtung in den verbindlichsten Ausdrücken bezeigten.

7.

Der verhängnißvolle Nagel.

Ein betagter Privatmann besaß, ungefähr zwei Meilen von London, ein schönes Landgut, das bereits seit 500 Jahren seiner Familie gehörte. Außer dem Landgute bezog er noch von seinen Kapitalien reichliche Einkünfte, so daß er allgemein für wohlhabend galt, welches er auch in der That war. Ein einziger Sohn war der dereinstige Erbe aller dieser Reichthümer. Um den Sohn auf die Probe zu stellen, übergab ihm der Vater die Verwaltung der Hälfte des Vermögens, nachdem er das 21ste Jahr zurück gelegt hatte.

Aber der Sohn entsprach nicht den Wünschen des Vaters. Er ergab sich dem Spiele, dem Trunke und andern Ausschweifungen. In kurzer Zeit war nicht nur das Vermögen

mögen verzehrt, sondern er steckte auch noch in Schulden. Gute Ermahnungen und weise Rathschläge wurden nicht gespart. Zuletzt bat der sterbende Vater noch den hoffnungslosen Sohn, daß, wenn ja Unglücksfälle ihn zu einem Banquerout oder zum Verkauf seiner Grundstücke nöthigen sollten, er wenigstens das väterliche Wohnhaus, welches seit so lange her ein Besitzthum der Familie gewesen sey, nicht veräußern möchte. Besonders beschwor er ihn, das Zimmer, worin das Sterbebette stand, immer für sich zu behalten. „Es wird für dich," schloß er, „eine Rettungsstätte seyn, wenn es für dich auf Erden keine weiter giebt."

So gut es der Vater mit dem Sohne meinte, so wenig erkannte es dieser, und anstatt in sich zu gehen, setzte er nicht nur nach dem Tode des Vaters sein voriges Wesen fort, sondern er trieb den Leichtsinn noch weiter. In wenigen Jahren war das ganze Erbtheil durchgebracht. Das Haus mußte sogar fort, und nur die einzige letzte Bitte des Vaters fand noch Gehör, die nämlich, daß er sich das benannte Zimmer auf seine Lebenszeit zur Wohnung ausbedung. Das, aus dem Hause gelösete, Geld ward vollends verzehrt, und es blieb ihm nichts übrig, als das Mitleid derer, die ihm sonst

bei

bei seinen Ausschweifungen, gegen guten Gewinn, behülflich gewesen waren.

So verfloß einige Zeit unter Elend, Kummer und Sorgen. Im Winkel seines Zimmers stand ein alter Kasten, den er bisher kaum bemerkt hatte. Auf diesem weilte jetzt sein Blick. „Wie wenn in diesem Kasten noch ein Rückstand des väterlichen Vermögens verborgen wäre?“ dachte er, und stand von seinem Sitze auf, um seine Neugier zu befriedigen. Er durchsuchte Alles, fand aber nichts, als alte Papiere und Lappen von Tuch, Leinwand und Seide: Ueberreste der väterlichen Garderobe. Dennoch ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, den Kasten so weit auszupacken, bis er den Boden sahe. Aber wie staunte er, als er hier die Worte geschrieben las: „Verschwender! hast du nun alles durchgebracht? Hast auch dein Haus verkauft? Geh jetzt und hänge dich! Im Balken der Decke steckt ein Nagel zu diesem Behufe.“

Welch ein Donnerschlag für den verlornen Sohn! Der Vater selbst befiehlt ihm, sich zu erhängen. Betroffen blickt er auf, und sieht wirklich an der Decke einen Halfter in einem eisernen Rinken hängen. Die Verzweifelung giebt ihm ein, es sey der Wille des Schicksals, dem Rath seines Erblassers zu folgen. Er ergreift einen Schemel,

stellt

stellt ihn unter den Balken, und besteigt ihn, um das Werkzeug seines Todes zu erreichen. Er schlingt den Strick um den Hals, stößt den Stuhl weg, — fällt, statt hängen zu bleiben, sehr unsanft auf den Boden. Der Schwung seines Körpers hatte einen Splitter, an dem der Nagel befestigt war, losgerissen. Aus einem leeren Raume stürzten Goldstücke in Menge über den Herabgefallenen herab, und er war außer sich vor Schreck, vor Verwunderung und vor Freuden. Der Vater hatte den Schatz weislich in dem hohlen Balken verborgen, um den Sohn, dessen Schicksal er voraussah, durch die höchste Verzweifelung, wo möglich, zu bessern.

Die letztere Absicht erreichte er in der That. Mit einem Theile des Geldes konnte das Haus wieder eingelöst werden; ein anderer ward in eine Handlung gegeben, und der Verschwender fing an, ordentlich und wirthschaftlich zu werden, so daß er in der Folge ein größeres Vermögen erwarb, als dasjenige war, welches sein Vater besessen hatte. Vernünftiger hätte er indeß doch gehandelt, wenn er es nie bis zu dem verzweiflungsvollen Schritte kommen ließ, gesetzt auch, das Geld im Balken wäre nicht eher gefunden worden, als bei dem etwanigen Einsturz des Hauses.

8.

Die schlafende Schwätzerin.

Ein siebzehnjähriges Frauenzimmer redete oft nicht bloß im Schlafe, sondern sang auch während desselben christliche Lieder. Wenn man mit einer Violine dazu spielte, so beobachtete sie den Takt. Setzte man ihr in diesem Zustande ein Klavier auf das Bette, so spielte sie darauf, und selten that sie einen falschen Griff. Einmal legte sie eine, auf dem Bette liegende, Serviette in Form eines Briefes zusammen, forderte Licht, und als man sie fragte, an wen sie schriebe, nannte sie die Freundin, las den Brief vor, welcher artige Complimente enthielt, legte ihn nochmals zusammen, gab ihn weg und befahl, ihn auf die Post zu tragen. In einer andern Nacht putzte sie ihr Haar, als ob sie vor einem Spiegel stände; und da man gerade während dieser Beschäftigung die Thüre öffnete: so glaubte sie, daß eine vornehme Person in ihrem Zimmer angekommen wäre. Sie richtete sich im Bette auf, dankte für die hohe Ehre des Besuchs in den verbindlichsten Ausdrücken, und bei dem vermeintlichen Abschiede empfahl sie sich zu fernerer, hoher Gewogenheit. Von allen diesen Vorfällen wußte sie gleichwohl, wenn sie den

fol-

folgenden Morgen deshalb befragt ward, Nichts, sondern schämte sich mit Vergießung vieler Thränen.

9.

Zietens Lebensgefahren als Dragonerlieutenant.

Der bekannte Zieten erhielt im Jahr 1720 nachdem er schon einmal die preußischen Dienste als Infanterist verlassen hatte, eine Lieutenantsstelle unter den Dragonern. Es war im Februar dieses Jahres, als er eben im Begriff stand, nach Tilsit in Preußisch-Litthauen zum Regimente abzugehen. Gerade um diese Zeit kam ein Staabsoffizier von diesem Regimente, nach der Residenz, um hier die Augmentationspferde für dasselbe in Empfang zu nehmen. Als der Major Zietens Dienstanstellung erfuhr, vertraute er demselben einen Theil der Remonte, um ihn nach Preußen zu führen. Er selbst ging eine Tagereise voraus, und konnte eben noch, obschon mit Unsicherheit, die Weichsel passiren, welche bisher mit Eis belegt gewesen war, jetzt aber, wegen des eingefallenen Thauwetters, stündlich aufzugehen drohte. Auch war sie wirklich

schon offen, als am folgenden Tage Zieten mit seinem Kommando dort eintraf. Zieten mußte sich daher entschließen, einen Umweg von einigen 20 Meilen zu machen, und über Naugarten zu gehen, wo eine Brücke über einen Arm der Weichsel führt. Diese Brücke wurde gewöhnlich, so oft der Fluß anschwoll, mit fortgerissen. Dies war auch damals der Fall. Wie der Augenschein lehrte, hatte die Gewalt des Wassers diese Brücke schon äusserst wandelbar gemacht. Man mußte indeß hinüber, es mochte kosten was es wollte. Zieten gab also Befehl, die Pferde vorauszuführen. Er selbst blieb, um gehörige Ordnung zu erhalten, noch hinter dem Zuge. Inzwischen zog der polnische Zolleinnehmer am gegenseitigen Ufer den Schlagbaum nieder und weigerte sich, die Pferde von der, nun schon sichtbar schwankenden, Brücke herunterzulassen, bevor der Zoll berichtigt wäre. Jetzt wurde Zietens Gegenwart nothwendig. Er bahnte sich daher auf der sehr schmalen Brücke durch die jungen, muthigen, bereits schüchtern gewordnen Pferde, einen Weg, um den Zolleinnehmer mit guten oder bösen Worten andern Sinnes zu machen. Unterdessen war es mit der Brücke aufs äußerste gekommen. Sie schwankte von der Erschütterung des Wassers hin und her. Die

Pferde

Pferde wurden mit jedem Augenblick wilder. Kaum waren sie über die Mitte der Brücke: so hob die Fluth das mittelste Joch, und es stürzte augenblicklich zertrümmert nieder. Nach wenigen Minuten war von der ganzen Brücke kaum noch eine Spur zu sehen.

Nur ein glückliches Ungefähr rettete hier Zietens Leben. Wäre er hinter dem Zuge geblieben, und nicht durch des Zolleinnehmers unzeitigen Diensteifer gezwungen worden, diesen gefährlichen Platz zu verlassen: so würde er höchst wahrscheinlich unter den Trümmern der zusammenstürzenden Brücke in den Fluthen begraben worden seyn. Dieser Vorfall diente indessen nur dazu, ihn in Gefahren muthiger und unerschrockner zu machen.

Gleich im folgenden Jahre 1727. gerieth Zieten in neue Lebensgefahr. Ein Rechtshandel hatte ihn nämlich genöthigt, aus seiner Garnison in Preußen eine Reise nach Berlin zu machen; und es war ihm hier auch gelungen, seinen Rechtshandel glücklich zu beendigen. Im Februar des ebenerwähnten Jahres schickte er sich daher zur Rückreise nach seiner Garnison in Preußen an. Diese Reise war aber für ihn eben so beschwerlich als lebensgefährlich. Zieten hatte kurz vorher zwei schöne sächsische Ueberläu-

ser für sein Regiment angeworben, und wußte diese Leute auf keine sichere Art fortzuschaffen, als wenn er sie selbst überlieferte. Er setzte sich daher, weil Alles zugewintert war, in Berlin mit seinen Rekruten in einen Schlitten. Kaum aber war er bis Schwedt gekommen, als plötzlich Thauwetter einfiel. Der Schlitten mußte nun gegen einen Puffwagen vertauscht werden. Mit diesem ging es bis Danzig ziemlich gut. Von hieraus aber war es schlechterdings nicht möglich, weiter zu kommen; denn die Wege waren durch vieles Schneewasser ganz überschwemmt und voll tiefer Löcher. Alle Versuche, eine andere Reisegelegenheit aufzufinden, waren umsonst. Kein Fuhrmann so viel ihm auch geboten wurde, wollte fahren. Jeder befürchtete, im Moraste stecken zu bleiben.

Es stimmte jedoch gar nicht zu Zietens Sinnesart, solcher Hindernisse wegen, über die Zeit seines Urlaubs auszubleiben, und sich dadurch Vorwürfe zuzuziehen. Er entschloß sich also kurz, mit seinem Puffwagen über das sogenannte frische Haff, zwischen Danzig und Königsberg seinen Weg zu nehmen. Das Haff war zwar noch mit Eis belegt, aber so unsicher, daß während des Fahrens, das Wasser häufig unter dem

Eise

Eise hervorspritzte. Auch fehlte es an einem sichern Wegweiser.

Was that Zieten in dieser Verlegenheit? Er ging mit einer Axt in der Hand, voran, suchte die sichersten und haltbarsten Stellen auf, und brachte auf diesen Stellen den Wagen in einem beständigen Zickzack mit Müh und Noth weiter. —

Nachdem er so von 9 Uhr Morgens bis zum späten Abend, ohne auszuruhen, ohne anzuhalten, gefahren war, kam er glücklich beim Haffkruge an. Hier erfuhr er, zu seiner nicht geringen Freude, daß er 7 Meilen zurückgelegt habe.

Am folgenden Tage machte er sich mit seinen Rekruten wieder auf den Weg. Da er diese Leute noch nicht genug kannte, um ihretwegen außer Sorge seyn zu können: so vermehrte dieser Umstand die Mißlichkeit seiner Lage. Die Fahrt auf dem Haff wurde ohnedieß immer bedenklicher. Denn das Thauwetter hielt beständig an. Man befand sich heute, wie gestern, auf einer ganz fremden Straße; ohne alle Zurechtweisung. Dieselbe Behutsamkeit und Vorsicht, die gestern angewendet wurde, brachte unsern Zieten auch heute glücklich bis Braunsberg. Hier übernachtete er, und erfuhr von seinem Wirthe, unter andern, ihm sehr erwünschten,

Beleh=

Belehrungen über die Fortsetzung seiner Reise, auch diese, daß er sich vorzüglich vor einer faulen Stelle auf der Pregel, welche selten zufriere, zu hüten habe.

Von dieser Warnung suchte Zieten am folgenden Morgen den besten Gebrauch zu machen, und glaubte bereits alle Gefahren überstanden zu haben, als er Königsberg vor sich liegen sah. Bald aber wurde er eines andern belehrt. Kurz vorher hatte er nicht ohne Freude wahrgenommen, daß noch zwei Reisende auf einem Puff oder Stoßschlitten seinen Weg nahmen. Kaum hatte er diese Fremden einige Minuten aus den Augen gelassen, als seine Rekruten plötzlich ein lautes Geschrei erhoben.

Zieten fragt bestürzt — was sie wollen? und hört nun, daß die Fremden in dem Augenblick mit ihrem Schlitten versunken wären. Es waren, wie Zieten nachher erfuhr, 2 Kaufmannsdiener aus Königsberg gewesen, welche eine Lustfahrt nach einem nahe vor der Stadt gelegenen Wirthshause hatten machen wollen, und auf diese Art ihr Vergnügen mit dem Leben bezahlen mußten.

Zieten sahe nun, daß er der gefährlichen Stelle näher war, als er vermuthet hatte. Er schlug sogleich einen andern Weg ein, und langte

te auch wirklich auf diesem, nebst seinen Rekruten, ohne Unfall, gegen Mittag in Königsberg an.

Noch an dem nämlichen Tage erfuhr er hier von einem reisenden Galanteriehändler aus Breslau: auch er sey gestern über das Haff gekommen und auf dem Eise eingebrochen. Seine Pferde wären ertrunken, und er selbst sey dem Tode in dem Wasser nur mit Mühe entgangen. Zwei katholische Geistliche wären in ihrem Schlitten dicht hinter ihm gefahren, und hätten sich, wenig Minuten vor seinem Verunglücken, noch von ihm Feuer zum Anbrennen ihrer Tobakspfeifen geholt. Da er sich bald darauf nach ihnen umgesehen hätte, wären sie auf einmal verschwunden gewesen, und wahrscheinlich untergegangen. Zieten erkannte jetzt sehr deutlich die große Lebensgefahr in welcher er sich befunden hatte, und erinnerte sich, noch im spätesten Alter, derselben nicht ohne das lebhafteste Dankgefühl gegen die Vorsehung.

10.

Der große Schwimmer.

Ehedem ging wöchentlich ein Fahrboot von Holland nach England, uud kam auch wieder

nach

nach Holland zurück. Einst wollte ein Abentheurre die Reise von Holland aus mitmachen. Nachdem er seinen Mantelsack, der nicht von Werth war, in das Boot gebracht hatte, und die Abfahrt sich noch zu verziehen schien, begab er sich noch ein Mal in das Wirthshaus zurück, um sich durch einen Trunk zu stärken. Allein er verweilte hier zu lange, und hörte, beim Heraustreten aus der Trinkstube, zu seinem Schrecken, daß das Boot schon seit einer ½ Stunde abgesegelt sey. Schnell schließt er mit einem gutmüthigen Schiffer einen Vertrag ab, vermöge dessen jener gegen gute Bezahlung sich anheischig macht, ihn in einer leichten Barke nachzufahren. Es geschieht. Kaum haben sie aber das hohe Meer erreicht, so überfällt sie ein heftiger Regen, dessen ungeachtet holen sie bei finstrer Nacht das Packetboot ein, der Schiffer bekommt seine Bezahlung und der Passagier kriecht unbemerkt hinauf. Die Barke verschwindet.

Jetzt tritt der Neuangekommene in die Kajüte. Alles staunt und fragt, wo er gesteckt habe. „Gesteckt?" antwortete er, „im Wasser. Seht meine triefenden Kleider; vier Stunden weit bin ich vom Lande aus dem Boote nachgeschwommen." Man staunt mehr, aber man getrauet sich nicht in seine Aussage Mißtrauen zu setzen, da

seine

seine Kleidung die Wahrheit seiner Aussage zu bestätigen scheint. Ein englischer Lord, der sich unter den Passagieren befindet, schreit laut auf über die erstaunenswürdige Geschicklichkeit des Menschen, und beschließt auf der Stelle, dieselbe zu benutzen. Ein anderer Lord hatte nämlich einen Mohren in seinen Diensten, der allgemein für den ersten Schwimmer in der Welt galt. Schon hatte derselbe seinem Herrn durch die Wetten, die er für ihn gewann, vielen Genuß zugebracht, und der, auf dem Boot sich befindende Lord, bekam sogleich Lust, unsern Kunstschwimmer den Mohren entgegen zu stellen, und eine tüchtige Summe auf ihn zu wagen. Er säumte nicht, dem Abentheurer seinen Entschluß mitzutheilen und beide wurden bald des Handels eins.

Kaum war man in London angekommen, als sogleich der Herr des mohrischen Schwimmers herausgefordert wurde. 1000 Guineen waren der Preis, der demjenigen zufallen sollte, dessen Mann schwimmend am weitesten kommen würde. Leider! war der Prahler noch nie eine Elle weit geschwommen, kaum daß er sich ein Mal gebadet hatte. — Indeß ließ er davon nichts merken, sondern sprach von nichts als von dem Siege, den er über den Mohren davon tragen würde. Tag und Stunde werden anberaumt und die

Gel-

Gelder gegen einander niedergelegt. Beide Schwimmer stehen schon am Ufer der Themse im leichtesten Anzuge und man ist auf dem Sprung, sich in die Fluth zu werfen, da bemerkt der Mohr auf ein Mal, daß sein Gegner noch ein kleines hölzernes Kästchen unter den Arm nimmt. „Was willst du damit,“ fragte der Mohr. „Ich bin vorsichtig,“ antwortete jener und öffnete das Kästchen, in welchem etliche Brote und einige Bouteillen mit Wein eingepackt waren. „Wenn du dich nicht eben so versorgst wie ich, so laufst du Gefahr, Hungers zu sterben; denn ich schwimme geraden Weges auf Gibraltar zu.“ Der Mohr sah seinen Gegner an, und da er ihn ernsthaft und kalt sprechen hörte, erschrack er so sehr, daß er zurück trat und seinen Herrn versicherte, daß er mit diesem Menschen nicht schwimmen könne. Der Herr müsse die Wette verloren geben. Sein Leben sey ihm zu lieb, als daß er es unnützer Weise den Wellen Preis geben sollte. Weder Bitten noch Drohungen waren vermögend, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er schwamm nicht, sondern überließ seinen Gegner, der für ihn gar kein Gegner war, den Kampfplatz.

11.

Lebensgefahren Karls XII.

Karl XII. hatte in den Feldzügen gegen die Sachsen und Russen, in den Jahren 1706. u. 1707, beim Dorfe Olowa, 9 Meilen oberhalb Grodno, eine Brücke über den Niemen bauen lassen. Und hier gerieth er in die größte Lebensgefahr. Als er nämlich eines Abends, seiner Gewohnheit nach, die Arbeit zu besichtigen ging, und sich auf den gefrornen Fluß begab, brach das Eis, und der König sank bis an den Hals in das Wasser. Der reißende Strom würde ihn unfehlbar unter das Eis gezogen haben, wenn Karl nicht unter seinen Füssen eine große Eisscholle gefunden hätte, auf die er sich stützen konnte. Auch hielt ihn der Prinz von Würtemberg noch so lange bei der Hand, bis mehrere herzukamen, und den König, nicht ohne Anstrengung und Gefahr, aus dem Wasser hervorzogen. Die Lebensgefahr war nie größer gewesen. Dennoch machte sie auf den König keinen Eindruck, und er sagte blos sein gewöhnliches: „das schadet nichts." Sobald er ans Land kam, setzte er sich sogleich wieder zu Pferde, und ritt, ungeachtet seine Kleider ganz durchnäßt waren, und das Wasser sowohl von diesen, als durch die Stiefeln floß, und

ungeachtet der durchdringenden Kälte, doch in diesem Anzuge zum Hauptquartier nach Zaludeck zurück. Gleich darauf, und noch inderselben Stunde, stürzte er mit dem Pferde zweimal, und das einemal so gefährlich, daß er unter einen, mit Holz beladenen, Wagen fiel. Aber auch hier kam er unbeschädigt davon, und solche überstandene Gefahren machten ihn nur noch kühner. Schon in seiner frühern Jugend gab dieser merkwürdige Monarch Beweise eines Muthes, welcher an Tollkühnheit gränzte. Er belustigte sich öfters mit der Bärenjagd. Und bei dieser höchst seltsamen Jagd, brauchte man, noch seltsamer, weder Feuerröhre noch andere Gewehre. — Ein langer, zweizackigter Stock in der Hand, nebst den Fangnetzen mußte hinreichen, einen Bären zu fangen, ihn niederzuwerfen, und zu binden. Ohne Rücksicht auf die große Gefahr, der er sich aussetzte, ging eines Tages der junge Karl, mit einem bloßen Stocke in der Hand, auf einen Bären von ungeheurer Größe muthig los. Das grimmige Thier hatte schon die Vordertatzen in Karl's Körper eingeschlagen, und würde ihn gewiß zur Erde geworfen haben, wenn er nicht mit bewundernswürdiger Gewandtheit sich aus dessen Klauen gerissen, und mit Hülfe der herbeigeeilten Jäger, den Bären gefesselt hätte.

12.

Kaltblütigkeit Karls XII.

Karl XII war kurz vor der merkwürdigen Schlacht bei Pultawa in einem Scharmützel am Fuße verwundet worden. Ob er gleich die heftigsten Schmerzen empfand, so kehrte er doch erst nach 6 Stunden in das schwedische Lager zurück. Der verwundete Fuß war unterdessen so geschwollen, daß man dem König den Stiefel abschneiden mußte. Nachdem dieß geschehen war, und der Chirurg die Wunde untersucht hatte, sagte er: es sei Gefahr vorhanden, indem sich schon Spuren des kalten Brandes zeigten. Indessen könne wohl noch der Fuß des Königs gerettet werden, wenn man tiefe Einschnitte machen dürfte. „Schneid' ein, schneid' ein," sagte der König gelassen, „das schadet nicht." — Er sah mit größter Kaltblütigkeit zu, wie der Chirurgus Einschnitte in den Fuß machte, die Splitter in demselben mit seinem Instrumente aufsuchte und einzeln herausnahm.

13.

Dankbarkeit eigner Art.

Der Graf von M*** fuhr zwischen dem Invalidenhause und der Pont - Royal in Gesellschaft einer Frau aus den untern Ständen, in einem und demselben Schiffe über den Fluß. Er unterredete sich mit ihr und erfuhr, daß ihre Wohnung in demjenigen Viertel von Paris läge, welches Groß Caillou heißt.

Wo will sie hin? fragte er weiter.

An die Barriere von Roule, war die Antwort; Ich will Brot kaufen.

Brot! Hat man denn in Groß-Caillou keins zu verkaufen?

Verzeihen Sie!

Ist es denn besser oder wohlfeiler zu Roule?

Keines von Beiden, mein Herr. Ehe mein Mann angestellt wurde, befanden wir uns in drückendem Elende. Der Bäcker, der jetzt in Roule wohnt, wohnte damals in Groß-Caillou und war so gefällig, wenn wir ohne Geld waren, uns Brod auf Kredit zu geben. Seit er uns verlassen hat, sind wir in bessere Umstände gekommen. Nun sehen Sie, mein Herr, man beweist seine Erkenntlichkeit, so gut man kann. Ich mache jetzt wöchentlich zweimal die Reise zu un-

ſerm alten Nachbar und kaufe mein Brot bei ihm, um dankbar gegen ihn zu ſeyn, für das Brot das er mir ſo lange Zeit auf Kredit gegeben hat.

14.

Der Schumacher.

(Eine Anekdote.)

Vor mehrern Jahren verlor die Frau eines Schumachers, in einer Krankheit, ihr Geſicht. Sie blieb bereits ſeit drei Jahren blind, hatte viele Hülfsmittel gebraucht, aber keines war von Nutzen geweſen. Endlich hörte ihr Mann die Geſchicklichkeit eines Augenarztes rühmen. Er faßte den Entſchluß, auch noch dieſen letzten Verſuch zu machen. Aber die Sache hatte nicht geringe Schwierigkeiten. Der Arzt wohnte fünf Meilen weit; es war gerade Winter und der Schuhmacher hatte wenig Geld. Deſſenungeachtet führte er nicht ohne große Mühe, ſeine Frau in der rauhen Jahreszeit die fünf Meilen zu Fuße, zu dem Arzte. Dieſer verſprach zwar, nachdem er die Augen unterſucht hatte, Hülfe, verlangte aber für ſeine Bemühung die Summe von 25 Thalern. Dieſe Forderung würde ſo manchen Andern abgeſchreckt haben; allein der Schuh-

Schumacher, welcher einmal so viel gethan hatte, wollte auch das übrige thun. Er selbst hatte nicht so viel baares Geld, als der Augenarzt verlangte, er ging zu einigen Bekannten und Nachbarn und bat um ein Darlehn, indem er ihnen die Ursache sagte, warum er es verlange. Aber die wenigsten konnten, Manche wollten ihn nicht unterstützen und meinten, es wäre ein ganz vergebliches Unternehmen. Was sollte der gute Schumacher thun? Es lag ihm Alles daran, seiner braven Frau einen der edelsten Sinne wieder zu verschaffen und der Arzt hatte ihm so sichere Hoffnung gemacht, daß seine Kunst hier wirksam seyn werde. „So muß ich," sprach der Schumacher, „das Letzte daran sezzen." Er besaß zum wirthschaftlichen Gebrauche, eine Milchkuh, welche seinen ganzen Reichthum ausmachte. Sie wurde verkauft. Der Schumacher trug das gelösete Geld zum Augenarzte und dieser unternahm die Operation. Es schien als sollte dies Mal die edle Aufopferung des braven Schumachers belohnt werden und sie wurde es wirklich dadurch, daß er seinen Zweck erreichte. Die Operation war glücklich. Nach einiger Zeit führte der hocherfreute Ehemann seine nun wieder sehende Gattin, wie im Triumphe, nach einer Hütte zurück.

15.

Naivetät.

Kaiser Joseph fuhr an einem regnerischen Tage durch eine Straße Wiens. Er sah aus dem Wagen, und bemerkte, daß ein Knabe vor ihm sehr sorgfältig die etwas trocknen Steine aussuchte und dann immer auf einen gefundenen sprang. Der Kaiser rief ihm daher zu, warum er die Steine so aussuche? Ja, sagte dieser, meine neuen Stiefeln sind theuer! Joseph hieß ihn einsteigen. Der Knabe that es ohne Umstände. Dem Kaiser gefiel die Dreistigkeit, und er fragte ihn daher, was seine Stiefeln wohl kosten?

Knabe. Hm! Wie viel glauben Sie?

Joseph. 3 Gulden.

Knabe. Höher!

Joseph. 4 Gulden.

Knabe. Noch höher!

Joseph. 5 Gulden.

Knabe. Getroffen!

Joseph lachte über diesen Einfall, und als sie eine Strecke weiter gefahren waren, fragte er ihn: wer glaubst du wohl, daß ich sey?

Knabe. (Ihn betrachtend.) Hm! ein Offizier.

Joseph. Höher!

Knabe. Ein Minister.

Joseph. Noch höher!

Knabe. Nun! der Kaiser.

Joseph. Getroffen!

Diese Naivetät des Knaben gefiel dem Kaiser sowohl, daß er ihn mit an den Hof nahm, und ihn gut erziehen ließ. In spätern Jahren leistete er dem Staate wichtige Dienste.

16.
Malone und der Straßenräuber.

Ein Engländer, Namens Malone, wurde von einem Straßenräuber, dessen Gesicht verhüllt war, angegriffen. Malone feuerte sein Pistol auf ihn ab und fehlte. Der Räuber, statt das seinige abzufeuern, verlangte blos zum zweitenmale das Geld. Malone gab nun sogleich seine Börse hin, in welcher sich 60 Guineen befanden. Der Räuber dankte, nahm 12 Guineen aus der Börse und gab das Uebrige mit den Worten zurück: Mehr bedarf ich nicht. Zugleich bat er den Beraubten um seine Adresse mit dem Versprechen, innerhalb eines Vierteljahres Nachricht von sich zu geben. Malone gab dem Räuber seine Adresse.

Die-

Dieser empfahl sich und beide zogen ihrer Straße. Nach einiger Zeit erhielt Malone ein Pakket mit einer prächtigen goldnen Dose, in welcher sich folgendes Billet befand: Ein ehemaliger Straßenräuber, welcher ihnen 12 Guineen geraubt hat, bittet Sie, diese Dose anzunehmen. Sie trachteten nach seinem Leben. Wäre es Ihnen gelungen, ihm dasselbe zu rauben, so würden Sie ihn eines Verbrechens überhoben haben. Inzwischen verdiente er für diese That nicht den Tod, weder von der Hand eines ehrlichen Mannes, noch von der Hand des Henkers. Das begangene Verbrechen war sein erstes und letztes. Der Tod eines nahen Verwandten setzte ihn in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens und erspart ihm die Versuchung, eine That zu wiederholen, deren Andenken ihn noch mit Scham und Reue erfüllt.

17.

Der Schweizersoldat.

Unter der Regierung Ludwigs XVI. hatte ein Soldat der Schweizergarde einen Mord begangen, um den nur ein einziger seiner Kameraden wußte. Wider Erwarten kam jedoch nach

einiger Zeit, die Mordthat an den Tag, und beide Soldaten wurden ins Gefängniß gesetzt. Der Mörder wurde mit dem Tode bestraft; dem andern aber, weil er die That verschwiegen, die Galeerenstrafe zuerkannt. Er mußte daher in dem Gefängnisse des Bernhardsthores zu Paris so lange liegen, bis eine hinlängliche Anzahl jener Unglücklichen beisammen war, um auf die Galeeren geschickt zu werden.

Während der Gefangenschaft hatte der Kerkermeister den Schweizersoldaten so lieb gewonnen, daß er ihm viel mehr Freiheit erlaubte, als allen übrigen Gefangenen. Dies brachte den Schweizer auf den Gedanken, sich eigenmächtig seine Freiheit wieder zu verschaffen. Er hatte nach und nach eine Oeffnung in die Mauer seines Gefängnisses gemacht, welche so groß war, daß er hindurch schlüpfen und sich in Freiheit setzen konnte. Mit seinem, über die Oeffnung aufgehangenen, Rocke hatte er dem Kerkermeister, der ohnedies keine strenge Nachsuchung hielt, seine Absicht zu verbergen gewußt. Als er aber sein Werk ganz beendigt hatte, und eben im Begriff war, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, fiel ihm auf einmal der Gedanke aufs Herz, daß er dem Kerkermeister, der ihn doch so gut behandelt und ihn mit so vielen Wohlthaten

überhäuft hatte, große Verantwortung durch seine Flucht zuziehen und ihn wohl gar dadurch um Dienst und Brot bringen könnte. Dieser Gedanke machte so tiefen Eindruck auf das Herz des Schweizersoldaten, daß er seinen Entschluß zu fliehen, änderte, und mit einer seltenen Resignation sein Schicksal lieber ertragen, als seinen Wohlthäter unglücklich machen wollte.

Er ging selbst zu diesem, entdeckte ihm die gemachte Oeffnung, und die Absicht dabei. Er verhelte ihm übrigens auch die Ursache nicht, warum er seinen Entschluß geändert habe. Nicht lange darauf wurde der Schweizersoldat wirklich zur Galeere abgeführt und unterwarf sich seiner harten Strafe mit Geduld und Gelassenheit.

Auf den Kerkermeister hatte indeß das Geständniß des Unglücklichen, von dessen Wahrheit er durch den Augenschein hinlänglich überzeugt war, so tiefen Eindruck gemacht, daß er nicht unterlassen konnte, ob er sich gleich dadurch selbst der Nachlässigkeit anklagen mußte, die Begebenheit mehrern Personen mit allen Umständen zu erzählen. Bald wußte man sie in ganz Paris und sogar der König erfuhr sie zuletzt. Ludwig XVI. wurde gerührt und glaubte, eine solche Handlung verdiene seine Aufmerksamkeit. Er begnadigte daher den Schweizer und schenkte ihm

die Freiheit wieder, überzeugt, daß ein Mensch von solcher Denkart, keinen übeln Gebrauch davon machen würde.

18.

Verstand und Wissenschaft sind zu vielen Dingen nütze.

Die Aegypter hatten Zadig, einen weisen und der Wissenschaften kundigen Mann, zum Sklaven gemacht und stellten ihn, nebst seinem Reisegefährten und ehemaligen Diener, auf öffentlichen Markte zum Verkauf aus. Ein arabischer Kaufmann, Namens Setok, erhandelte ihn, bezahlte aber für dessen Diener noch einmal so viel, weil er viel stärker war. Jetzt schien aller Unterschied zwischen ihnen aufgehoben. Man schloß beide an eine Kette und zwang sie, mit dem Araber fortzuwandern. Unterwegs tröstete Zadig seinen vormaligen Diener und ermahnte ihn zur Geduld. Er selbst war wegen seines künftigen Schicksals gar nicht verlegen; und da ihn der Diener sehr bedauerte, daß er Sklavenfesseln tragen müsse, sagte er: ist doch mein Geist nicht gefesselt, und es wird sich gewiß über lang oder kurz, eine Gelegenheit zeigen, wo ich mei-

meinen freien Geist wirken lassen kann. Einige Tage nachher reisete der Kaufmann mit ihnen und seinen Kamelen in das wüste Arabien, weil sein Stamm bei der Wüste Horeb wohnte. Während der Reise genoß der Diener viel Vorzüge vor seinem ehemaligen Herrn; denn er wußte die Kamele viel besser zu bepacken, Zadig aber bewies dabei so wenig Geschicklichkeit, daß ihn sein Herr einige Mal züchtigte.

Etliche Tagereisen vor Horeb fiel ein Kamel um; die Last, welche es getragen hatte, wurde unter die Sklaven vertheilt und Zadig bekam seinen Antheil ebenfalls. Der arabische Kaufmann hatte so wenig Mitleid mit den Sklaven, daß er laut lachte, als er sie unter ihrer Last so gekrümmt einher traben sahe. Allein Zadig nahm sich bei dieser Gelegenheit das Herz, etwas von seiner Wissenschaft anzubringen und dem Kaufmanne die Gesetze des Gleichgewichts zu erklären. Da machte dieser große Augen und fing, weil er natürlichen Verstand besaß, an, den Zadig mit andern Blicken anzusehen. Zadig welcher merkte, daß Setok Wißbegierde besaß, und ihm gerne zuhörte, breitete sich über mehrere Dinge aus, welche in Setoks Gewerbe einschlugen. Dieser bekam eine sehr große Meinung von Zadig und gab ihm nun den Vorzug vor

allen

allen andern Sklaven, auch behandelte er ihn von dieser Zeit an weit besser als vorher, und er hatte Ursache, den Zadig werth zu halten, weil ihm dieser bald einen sehr wesentlichen Dienst durch seinen Verstand leistete.

Als nemlich Setok zu Hause angekommen war, foderte er von einem Juden 500 Unzen Silber zurück, welche er ihm in Gegenwart zweier Zeugen, geliehen hatte. Zum Unglück aber waren die Zeugen gestorben; der Jude wußte dies und war gewissenlos genug, die empfangne Summe abzuleugnen. Er freute sich sogar, daß er einen Araber, einen Ungläubigen und Abgötter, habe betrügen können. Setok wußte nicht, wie er dem betrügerischen Juden beikommen sollte und klagte seine Noth dem Zadig, welcher nun schon sein Vertrauter geworden war.

„An welchem Orte," fragte dieser seinen Herrn, „liehest du dem Juden 500 Unzen Silbers? —

„Auf einem breiten Steine, antwortete dieser, welcher nahe bei dem Berge Horeb liegt."

„Was hat dein Schuldner für einen Charakter?"

„Wie kannst du mich so etwas fragen, Zadig, er hat den Charakter eines Schurken."

„Frei-

„Freilich wol, versetzte Zadig; aber so war meine Frage nicht gemeint. Ich will wissen, ob er von munterem oder trägerem Temperament ist, ob er verschmitzt, voreilig oder bedachtsam ist?“

„O,“ sagte Setok, „an Verschmitztheit fehlt es ihm gewiß nicht.“

„Nun wir wollen sehen,“ sprach Zadig; erlaube mir, daß ich in deinem Namen bei dem Kadi klagen darf.“ Dies wurde ihm sogleich zugestanden.

Hierauf ließ Zadig den Juden vor Gericht fodern. Die erste Frage des Richters war: ob Zadig Zeugen hätte? „Nein, „erwiederte dieser, „sie sind gestorben; aber ein breiter Stein ist noch vorhanden, auf welchem damals das Geld gezählt wurde. Wenn es dir,“ fuhr er zum Richter fort, „gefällig ist, so erlaube, daß man ihn hierher bringe, ich hoffe er soll es bezeugen. Wir bleiben indeß hier, bis er ankommt und ich lasse ihn auf Kosten meines Herren des Kaufmanns Setok, herbeischaffen.“

„Ich bin es zufrieden,“ sagte der Richter und nahm indeß eine andere Sache vor.

Als die Sitzung bald zu Ende ging, sprach der Richter zu Zadig: nun ist dein Stein noch nicht da?“ „Ha,“ fiel der Jude lachend ein,

„wir

„wir könnten noch lange hier sitzen; denn der Stein ist mehrere Meilen weit entfernt und wenigstens zwölf Männer gehören dazu, um ihn fortzubringen.“ „Siehest du,“ fiel ihm Zadig ins Wort, „daß ich mit Recht behauptete, der Stein würde gegen dich zeugen? Da du weißt, wo er liegt und wie schwer er ist: so räumst du zugleich ein, daß es derselbe ist, auf welchem dir das Silber ausbezahlt wurde.

Der Jude schien sehr betreten und der Richter bedurfte jetzt weiter keines Beweises. Er zwang auch den Juden zuletzt, seine Arglist zu gestehen. Der Richter verdammte ihn nun, daß er so lange an den Stein geschmiedet werden sollte, bis er seine Schuld bezahlt hätte. Auch mußte er noch überdies eine ansehnliche Summe Geldes zur Strafe zahlen.

Der kluge Sklave, Zadig und der große Stein wurden bald zum Sprichwort bei den Arabern. Zadig hatte sich bei seinem Herrn durch seinen Verstand so beliebt gemacht, daß er ihm die Freiheit schenkte. Oft sagte hernach der Kaufmann Setok: es ist doch eine herrliche Sache, wenn man einen klugen Diener hat; noch besser aber ist es, wenn wir Wissenschaft mit natürlichem Verstande verbinden. Selten lassen sie uns im Stiche und ich wollte,

beim

beim Propheten! hundert Kamele darum geben, wenn ich mir dadurch Zadig's Wissenschaft und Verstand kaufen könnte.

19.

Der treue Hund.

Unter den vielen Beweisen, welche man von der Treue der Hunde aufzustellen hat, verdient folgender mit Recht aufbewahrt zu werden. — Aus dem Dorfe Kunitz bei Frankfurt an der Oder, wollten am 30. December 1816, zehn Einwohner, nach ihrem auf dem jenseitigen Ufer der Oder belegnen Scheunen übersetzen, während der Strom mit Treib-Eis ging. Durch ein Unglück schlug der Kahn um, und sechs Personen fanden in der Fluth ihren Tod. Unter den Vieren, welche sich retteten, glückte dem einen dies nur, durch die Hülfe seines treuen Hundes, welcher sich zufällig mit in dem Kahne befand. Der Hund, als guter Schwimmer, konnte sich leicht retten; das that er aber nicht, sondern umkreiste so lange seinen Herrn bis dieser ihn ergreifen, und sich an ihm halten konnte. Natürlich mußte jedoch die Last das treue Thier unterdrücken; er kämpfte daher zuletzt nur für das eigene Leben, und biß im Todeskampf, schon unter dem Wasser, den Mann wüthend in das Bein. Indeß erreichte der Mensch glücklich das Ufer —

Aber

Aber der treue Hund kam nicht wieder zum Vorschein.

20.

Der betrogene Erbschleicher.

Der junge Bennemann hatte einen Onkel und eine Tante, welche beide reich waren, und ihn bei sich zu haben wünschten. Der Jüngling, dem daran lag, recht bald in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens zu kommen, überlegte sorgfältig, zu welchen von beiden er sich wenden wollte und fand endlich für gerathen, der Tante den Vorzug zu geben, weil diese nicht nur beträchtlich reicher, als der Onkel, sondern auch kränklicher als jener, und noch dazu um zehn Jahr älter war. Er fand sich also bei derselben ein, und wandte alle mögliche Kunstgriffe an, sich ihre ganze Zuneigung zu erwerben, welches auch nach Wunsche gelang. Die alte Dame liebte die Lektüre vorzüglich; da ihr aber ihre Augen den Dienst versagten, und sie sich gleich wohl diesen Mangel nicht wollte merkten lassen: so befand sie sich in einer nicht angenehmen Lage. Bennemann hatte diesen Umstand nicht unbemerkt gelassen; er bot sich zum Vorleser an, und un-

unterhielt die Tante bei Tage zum Vergnügen, und zur Abendzeit, um sie einzuschläfern. Er selbst beraubte sich jeder andern Lebensfreude, und nur die Tante war der Gegenstand seines rastlosen Strebens. Dafür sprach aber auch die Tante sehr ehrenvoll von ihrem Neffen, der in allem, was er that und sprach, Artigkeit mit Anmuth und Bescheidenheit verband. Das Vergnügen, über einen so wohlgearteten Verwandten, hatte sogar Einfluß auf ihre Gesundheit; und sie fing an, sich zu verjüngen. Das gefiel nun freilich dem Jüngling nicht, der es lieber gesehen hätte, wenn die alte Dame das Zeitliche segnete. Indeß er mußte sich dem Schicksal überlassen.

Unterdessen erhielt er einen Brief, daß der Onkel tödlich krank sey, und daß die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten. Sennemann überlegte abermal, was hier zu thun sey, und faßte den Entschluß, die Tante zu verlassen, und dem Onkel zuzueilen. Unter dem Vorwande, daß derselbe seiner Hülfe bedürfe, meldete er seiner bisherigen Wohlthäterin, daß er abreisen müsse. Sie war ungehalten; aber der junge Mann kehrte sich daran nicht, sondern reißte. Bei dem kranken Onkel wußte er sich sehr sinnreich zu entschuldigen, und der Umgang von einigen Tagen war hinreichend, seine ganze Zuneigung zu gewinnen.

Die Vergangenheit ward über die Gegenwart vergessen. Die Krankheit, von der der Neffe alles gehofft hatte, war übrigens nicht zum Tode. Der Aufgegebne kam wieder auf und ward gesünder, als jemals. Das kam dem Erblustigen nun freilich sehr ungelegen, und es schien, als ob er auf dem betretenen Wege nicht glücklich seyn sollte. Jetzt war er weniger eifrig um den Onkel, und es schien, daß er seine Bemühungen um ihn bereue. Ein so ganz verändertes Benehmen mußte auffallen. Es kam zu gegenseitigen Erklärungen, und Bennemann verließ das Haus, das seinen Wünschen nicht förderlich war.

Er dachte nun darauf, sich wieder mit der Tante auszusöhnen, und miethete sich unterdessen in ihrer Nähe bei einer andern alten Dame ein. Auch diese Person war reich und schwach, und krank an Körper und Geist. Auch Verwandte hatte sie nicht. Bennemann beschloß, sein Netz zum drittenmale auszuwerfen. Sogleich machte er der Dame seine Aufwartung, und erwarb sich sehr bald ihre Gunst. Nicht lange, so sprach die Stadt davon, daß der junge Mann die Dame beerben werde, und hie und da wünschte man ihm laut Glück dazu. Allein es wußte niemand, daß das Testament der Dame

schon vor zehn Jahren gemacht war, und daß, diesem zu Folge, ein Anwald sie beerbte. Erst nach einem langen Zeitraume, erfuhr Bennemann diesen Umstand aus dem Munde der Dame selbst, und man kann denken, daß ihm diese Mittheilung keine Freude machte. Am folgenden Tage verließ er sein Zimmer, und traf ernstliche Anstalten, die Tante wieder zu gewinnen. Aber diese war so bitter und böse auf ihn, daß sie seinen Namen nicht hören mochte.

Bennemann war im Begriff, alle Plane auf Erbschaften für immer aufzugeben, als ein neuer Zufall die Liebe zu denselben wieder anfachte. Er las in den Zeitungen, daß ein bejährter Privatmann, der aus Ostindien ein großes Vermögen zurückbringe, zu erfahren wünsche, ob noch einer seiner Verwandten am Leben sey. Zufälliger Weise stammte Bennemann von mütterlicher Seite aus einer Familie her, deren Name mit dem Namen des Ostindiers große Aehnlichkeit hatte. Er stellte sich dem Fremden vor, und ward wohl aufgenommen. Der Alte gewann ihn lieb, und erkor ihn zu seinem Erben. Das Testament ward entworfen und ausgefertigt, und bald darauf fiel der alte Herr in eine gefährliche Krankheit. Das Glück schien seine Launen erschöpft zu haben, und die Zeit

der

der Vergeltung gekommen zu seyn. Nur ein Umstand war noch zu beseitigen. Der alte Herr war nämlich seit mehrern Jahren in einen Prozeß verwickelt, der immer bedeutender wurde. Kaum eine Stunde nach dem Tode des Erblassers kam die Nachricht, daß er verloren sey. Bennemann ward zwar als Erbe anerkannt; aber der unglückliche Erbe sollte mehr bezahlen, als der Nachlaß betrug. Um aller Weitläuftigkeit überhoben zu seyn, sagte er sich förmlich von der Erbschaft los. So war seine letzte Hoffnung zerstört, und er hatte keinen Trost, als den, daß er es seiner Seits an nichts habe fehlen lassen, eine Erbschaft zu erschleichen. Wenn das Schicksal jedem seines gleichen so lohnte, würde es wohl ungerecht handeln?

21.

Sibirische Merkwürdigkeiten.

Man nennt in diesem Lande diejenigen, welche dorthin in die Verbannung geschickt werden: Warneki, d. h. nackte Diebe. Auch treiben sie in den öden Steppen nicht selten sich als Diebe umher. Was entschlossner Muth auf der einen Seite und was Zaghaftigkeit bei schlechter Sache

auf

auf der andern Seite bewirkt, lehrt folgende Geschichte. — Zwei junge russische Seeoffiziere, Chwostow und Davidow, durchreiseten Sibirien, um sich nach Ochotzk zu begeben und von dort im Dienst der neuen, russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft die Fahrt nach der Niederlassung Nowo-Archangelsk, auf der Insel Baranow, im russischen Nardamerika zu machen. Als sie eben über die Balaja gesetzt waren und in einem sumpfigen Walde ihre Zelte aufgeschlagen hatten, fielen in der Nähe zwei Flintenschüsse. Die Jakuten, ihre Diener, warfen sich sogleich voll Schrecken zu Boden und es erschienen von verschiedenen Seiten sieben Warneki, von denen zwei mit angelegten Gewehren gerade auf die Reisenden losrückten. Die beiden jungen Seeleute griffen sogleich nach ihren Waffen. Chwostow sprang den sieben Schelmen mit dem Säbel in der Faust entgegen und rief: „Was wollt ihr? Wie dürft ihr euch unterstehen, Kriegsleuten so entgegen zu treten? Streckt augenblicklich die Waffen!" — Und der Räuberhauptmann befahl seinen Spiesgesellen, dem Befehle Folge zu leisten. „Wir sehen," sagte er, „daß ihr Kriegsleute seid, und fordern nichts von euch." — Er blickte den Chwostow eine Weile mit Erstaunen an und

lud ihn dann ein, ihn in seinem Zelte zu besuchen: Chwostow entgegnete: „Komm! — Sie gingen darauf in das nicht weit entlegene Zelt, wo sich etwa 10 Räuber versammelten. Einer derselben war so kühn, daß er höhnisch zu Chwostow sprach: du bist noch ein Milchbärtchen und lärmst schon so viel!" und klopfte ihm dabei unsanft auf die Schulter. Chwostow glaubte, daß diese Dreistigkeit auch die übrigen zu Beleidigungen anfeuern könnte und versetzte ihm deshalb mit der Faust straks einen solchen Schlag ins Gesicht, daß er betäubt zu Boden stürzte, griff dann zum Säbel und schrie: Wollt ihr euch an mir vergreifen, so wird's euch theuer zu stehen kommen. Ich allein will schon mit euch fertig werden; aber auch meine Gefährten sind in der Nähe." Die Räuber stuzten. Der Hauptmann gab dem Schuldigen einen harten Verweis und sagte: du hast vergessen, daß du Warnak bist, Se. Hochwohlgeboren aber ein kaiserl. Offizier. Darauf befahl er ihm, dem Chwostow zu Füßen zu fallen und ihn um Vergebung zu bitten. So schloß der muthige Chwostow mit der Bande Frieden und setzte sie in ein solches Schrecken, daß sie nicht nur an kein Plündern dachten, sondern vielmehr den Reisenden alles anboten, was sie selbst besaßen.

Sie hielten auch eine große Entschuldigungsrede und sagten: Wir sind keine boshaften Räuber, sondern blos nothgedrungen entlaufen. Wir nehmen den Kaufleuten nur das Allernothwendigste ab und werden nur dann, wenn es zur Vertheidigung nicht vermieden werden kann, einen Menschen umbringen.

22.

Wer nur seine Leute kennt!

Vor ungefähr 20 Jahren, trug sich in einer schwäbischen Stadt ein Vorfall ganz eigner Art zu, der zugleich beweist, daß ein schlauer Kopf alles mit den Menschen machen kann, wenn er sie zu behandeln versteht.

Ein herumziehender sogenannter Wunderdoktor, vor welchem schon ein großer Ruf voraus ging, trat in dem Wirthshause der schwäbischen Stadt ab, und machte bekannt, daß er sich hier drei Wochen aufhalten und während der Zeit Kranke aller Art, wieder herstellen würde. Nach Verlauf dieser Zeit würde er Tag für Tag, alle die Todten wieder lebendig machen, deren Gräber man ihm zeigen würde, und wenn sie auch schon seit 10 Jahren im Grabe ruhten. Zugleich mel-

dete er sich bei dem Bürgermeister des Orts, und bat, daß man sich, zu mehrerer Gewißheit seines Versprechens, seiner Person versichern und ihm nur den Vertrieb seiner Arzneien erlauben möchte.

Der Bürgermeister maß den Wundermann von Kopf bis zu den Füßen, erstaunte über seine Foderung, besann sich eine Weile, und willigte endlich in das Gesuch des Bittenden. Die Sache wurde bekannt, und bald war das Haus des Arztes belagert. Noch nie sah man in der Stadt soviel Geld im Umlauf, als jetzt, zumal da der Zufall einige Kuren begünstigte.

Inzwischen traf am Orte ein zweiter Charlatan ein, der aber weniger Glück machte, weil er weniger versprach. Um nicht ganz durchzufallen, sah er sich genöthigt, mit dem erstern gemeinschaftliche Sache zu machen, und nun ging das Werk ins Große. Die Zeit verstrich unter den Händen, und es nahte mit schnellen Schritten der Todtenauferweckungstag. Die ganze Stadt harrte seiner mit Verlangen, und man stritt viel, wie das Wunderwerk enden würde. Dem Gehülfen des Wundermannes ward selbst bange, und er konnte seine Bedenklichkeiten nicht zurückhalten. Er sah ein, daß sein Prinzipal nichts weniger, als diese Kunst verstünde. Er trug

daher

daher darauf an, daß jener Maaßregeln treffen möchte, bei Nacht und Nebel davon zu kommen. Allein der Prinzipal war nicht weniger Willens als dieses, er meinte, er kenne die Menschen besser, als sein Gehülfe, und blieb. Am letzten Abende vor dem großen Tage erhielt er folgendes Billet:

„Mein Herr! ich habe mit Erstaunen Ihre „bisherigen Kuren mit angesehen, und zittre vor „dem morgenden Tage, an dem Sie Ihre Kunst „noch mehr bewähren werden. Ich hatte eine „Frau, die mich bis aufs Blut peinigte und die „erst seit kurzem begraben ist. Noch lebt ihre „Schwester, die ihren Verlust noch mehr be„trauert als ich. Ich zweifle nicht, daß sie mor„gen die erste ist, die Sie um die Wiederbele„bung der Verstorbenen bittet. Ich wäre höchst „unglücklich, wenn dies böse Weib wieder unter „den Lebenden erschiene. Ich bitte sie um al„les in der Welt, diese Nacht unsre Stadt zu „verlassen, und wegen der Rettung Ihrer Ehre „unbesorgt zu seyn. Dieß Geschäft nehme ich „über mich. 50 Luisd'or stehen Ihnen als Reise„geld zu Diensten."

Der Bittende war der Bürgermeister selbst. Der Doktor versprach dem Ueberbringer des Brie-

fes

ses nach Verlauf zweier Stunden eine genügende Antwort.

Kaum hatte er soviel Zeit das erhaltne Billet seinem Gehülfen zu zeigen, als 2 sehr wohlgekleidete junge Herrn in sein Zimmer traten und ihn zu sprechen verlangten. Es waren die Söhne des Stadtkommandanten. Der Tod einer reichen Tante hatte sie und ihren Vater in den Besitz einer reichen Verlassenschaft versetzt. Man hatte aber bei der Uebernahme derselben ein Codicill, welches eine Verwandtin der Verstorbnen zur Miterbin ernannte, unterschlagen, und was mußte man nicht fürchten, wenn die Tante wiederkäme? Man bat daher den Arzt, sich doch ja, gegen eine Vergütung von 100 Ducaten, von der Stadt zu entfernen.

Auch diese beiden jungen Herren wurden nach zwei Stunden zur Antwort beschieden. Kaum waren 10 Minuten verlaufen, so erschien eine junge Dame, deren Eheherr vor 5 Tagen gestorben war, und sie zur Erbin eines großen Vermögens gemacht hatte, worüber die Verwandten des Verblichenen sehr unzufrieden waren. Auch von Ihnen stand zu erwarten, daß sie den Arzt um die Auferweckung angehen würden. Das Frauenzimmer wünschte also, wie ihre Vorgänger, die schleunigste Abreise des furchtbaren

baren Mannes, und bot zur Erkenntlichkeit ihr Portefeuille von 1000 Gulden für die Gewährung ihrer Bitte. Man bat die Dame nur auf eine halbe Stunde ins Nebenzimmer zu treten und auf Antwort zu warten. — Jetzt hielt ein Wagen mit Sechsen, vor der Thür. Es war der neue Prälat des Stifts. Zwei Bedienten öffneten die Thür, und der ehrwürdige Herr trat ein. Er war mit vielem Aufwande seinem Vorgänger in der Prälatur gefolgt, und hatte unte unter den Stiftsbrüdern viele Neider. Gewiß würden diese den Wunderthäter um die Erweckung des Verstorbenen angehen und ihn, seinen Nachfolger, in große Verlegenheit setzen. Eine jährliche Pension von 600 Gulden sollte dem Doctor zu Theil werden wenn er sich aufs baldigste entfernte.

Die Anträge waren insgesammt anlockend und man kann denken, daß sie angenommen wurden. Noch ehe die Mitternachtsstunde schlug, war der Wunderthäter über alle Berge. Er legte sein Handwerk nieder, und kaufte sich von den erworbnen Summen eine Meierei, auf der er anständig lebte.

23

Klaus Narr.

Nicht alle, die man Narren nennt, sind es

immer, und unter allen Umständen. Besonders gab es unter den, ehedem so genannten, Hofnarren Menschen, die unter der Hülle der Narrheit, Klugheit verbargen. Zu diesen gehört auch Klaus Narr. Dieser Klaus Narr war ein Zeitgenosse Luthers, und lebte als Hofnarr an den Höfen vier sächsischer Kurfürsten, bei Kurfürst Ernst bis 1486, bei Albert bis 1500, bei Friedrich den Weisen bis 1525, und bei Johann den Beständigen bis 1532. Während dieser Zeit hielt er sich auch einige Jahre bei dem Erzbischoff Ernst von Magdeburg auf. Gebürtig war er aus Ranstädt, und von niedriger Abkunft. In seiner Jugend hütete er die Gänse. Indem er sich einst auf dem Felde befand, fuhr in einiger Entfernung Kurfürst Ernst vorbei. Die Neugier trieb ihn, denselben zu sehen. Aber wo sollte er seine Gänse lassen? Sein anschlägiger Kopf schaffte Rath. Er nahm sie sammt und sonders mit. Die Kleinen steckte er alle nach der Reihe an dem Gürtel um seine Hüften mit den Köpfen herum, und die Alte trug er unter dem Arme fort. In diesem Aufzuge erwartete er den Kurfürsten, und dieser fand sich durch die Possirlichkeit des albernen Spasses bewogen, Klaußen mit an seinen Hof zu nehmen, und ihn in der Folge in eine Narrenkappe zu stecken.

Man hat ein eignes Buch, unter dem Titel: Sechshundert und sieben und zwanzig Historien von Klaus Narren; worin seine Schwänke und Possen enthalten sind. Viele derselben zeugen von nüchterner Besonnenheit, und von diesen mögen einige hier einen Platz finden.

Man beklagte einst einen deutschen Ritter, der in einem Gefechte tödlich verwundet worden war. Klaus sagte: „Warum sollte ich den beklagen, der für seinen Fürsten streitet und stirbt? Dann würde ich ihn beklagen, wenn er ihn verriethe und dem Vaterlande untreu würde."

Zu einem schönen Fräulein sprach Klaus: „Ei bist du nicht ein wunderschönes Fräulein!" Das Fräulein meinte, Klaus wolle sie zum Besten haben, und antwortete erröthend: „Klaus! warum verhöhnest du mich? Ich weiß wohl, daß ich nicht schön bin, aber du brauchst mir das nicht vorzuwerfen. Womit habe ich deinen Spott verdient?" Klaus entgegnete: „Wie? Du bist schön, und weißt es nicht? Du schämst dich sogar, wenn wenn man dich rühmt? Schäme dich, so lange du lebst, so wirst du dann noch schön bleiben, wenn du längst in derErde liegst."

Ein Mann verschwendete sein ganzes Vermögen, und war dem Bettelstabe nahe. Klaus begegnete ihm, zog ehrerbietig den Hut vor ihm,

und

und bat ihn um einen Gulden. Da bei dem Verschwender die Gulden ziemlich auf die Neige gingen, und er nicht füglich mehr einen entbehren konnte: so fragte er Klausen, wie er auf den Gedanken komme, von ihm einen Gulden zu begehren. Klaus antwortete: „ich wollte den Gulden aufheben, um ihn dir wieder zu geben, wenn du betteln gehst, welches ohne Zweifel nicht mehr lange dauern wird."

Klaus ging vor einer Schenke vorbei, und sah das ausgehängte Schild einen Bierwisch. „Diese Bierwische," sagte er, „sind Irrwische, welche die Leute am hellen Mittage verführen, und sie vor Mitternacht nicht wieder nach Hause lassen."

Ein Mann, der sich klug zu seyn einbildete, aber dabei sehr albern handelte, traf von Ungefähr mit Klaus zusammen. „Wo willst du hin? redete er Klausen an. „Zu dir," war die Antwort. „Zu mir?" fragte der Eingebildete, „was willst du bei mir?" „Zwei Narren beisammen sehen," schloß Klaus. „Einen, der sich selbst einen Narren nennt, uud den andern der wie ein Narr handelt."

„Hast du Geld?" rief Klausen ein Bekannter an. „Und wenn ich es hätte, warum wolltest

du es wissen?" antwortete Klaus. „Du sollst mir einen Groschen borgen," sagte Jener. „Das werde ich fein bleiben lassen," meinte dieser. „Du nennst dich aber doch meinen Freund, und willst mir nicht einmal mit einer Kleinigkeit dienen!" fuhr der Bekannte fort. „Eben darum," beschloß Klaus, mag ich dir nicht borgen. Denn wenn ich meinen Groschen wieder forderte, möchtest du mein Feind werden, und mir zürnen."

Eine starke Magd ging mit zwei Wasserkannen über die Straße, und blieb aller Augenblikke stehen. „Es ist doch Schade," sagte Klaus, „um eine so rüstige Dirne, daß die faulen Kannen so oft ruhen wollen, und das fleißige Kind so lange aufhalten."

Zwei Männer geriethen mit einander in Streit. Erhitzt zog einer derselben den Degen, um dem andern, der die Flucht ergriff, eins zu versetzen. Klaus rief den Nachsetzenden zu: „halt ein, und haue nicht. Wenn du triffst, triffst du nicht allein deinen Widersacher, sondern auch dich, und diese Wunde würde dich Zeitlebens schmerzen.

24.

Das artige Kompliment.

Ein Frauenzimmer wurde in einer Gesellschaft gebeten, zu singen: sie schlug es aber unter dem Vorwande ab, daß sie zu schlecht sänge. Ein junger Mensch, welcher diese Bescheidenheit eines Kompliments werth achtete, erwiederte darauf: O singen Sie doch; Sie singen doch wahrhaftig lange nicht so schlecht, als die, welche noch schlechter singen.

25.

Die große Gasterei.

Der Erzbischoff Georg Nevill, gab im Jahre 1470. in seinem erzbischöfflichen Pallaste zu York, der Geistlichkeit sowohl, als dem großen und kleinen Adel einen Schmaus, welcher wenige seines Gleichen haben dürfte. Man verwahret das Verzeichniß der Speisen und Getränke, welche an diesem Tage verschwelgt wurden, noch als eine Seltenheit aus der Vorzeit in den Tower zu London. Es befindet sich auf diesem ungeheuren Küchenzettel folgende Angabe: 300 Scheffel Korn; 104 Tonnen Wein; 330 Tonnen

nen Bier, 5 Eimer Likôre. Ferner 80 fette Ochsen; 1000 Hammel; 3000 Kälber; 300 Schweine: 86 wilde Stiere; 300 Spanferkel; 400 Rehe, und Rehböcke; 2000 Kapaunen; 2000 Hühner; 4000 Tauben; 4000 Kaninchen; 4000 Enten; 4000 Wasserhühner; 200 Kraniche; 100 Pfauen; 200 Rohrdommeln; 400 Reiher; 400 Wachteln; 300 Hechte; 300 Brassen; 4 Meerschweine; 8 Seekälber; 4000 kalte und 2000 warme Lendenbraten; 2000 kalte Pasteten; 1056 warme Wildpretspasteten; 5000 Schüsseln mit Gallerte oder Gelee; 400 Torten u. s. w.

Zur Zubereitung dieser Gerichte wurden 62 Köche und 512 Küchenjungen, und zur Aufwartung 1000 Bediente gebraucht. Allein der Mann, der so bewirthete, hatte ein trauriges Schicksal. Sieben Jahre nach dieser Schmauserei zog der König von England Eduard IV. die geistlichen Güter dieses Erzbischoffs ein, und schickte ihn gefangen nach Frankreich. Er wurde hier gefesselt in ein finstres Gefängniß gesteckt, und mußte seine übrigen Tage im höchsten Mangel und Elend zubringen.

26.

Standhaftigkeit aus Todesfurcht.

Ein italienischer Missethäter konnte durch die grausamsten Martern der Folter nicht zum Geständnisse mehrerer, ihn angeschuldigter, Verbrechen gebracht werden. Er hielt alle Grade der Tortur mit der größten Standhaftigkeit aus, rief aber immer, während man seine Qualen zu verdoppeln suchte, die Worte aus: io ti veddo, io ti veddo (ich sehe dich, ich sehe dich!) Nachdem endlich die Folter überstanden war, wurde der Gemißhandelte losgesprochen. Ein Priester fragte ihn bald darauf im Beichtstuhle, was der so oft wiederhohlte Ausruf hätte bedeuten sollen. Der Mensch gestand dem Priester, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er unter den Worten: „ich sehe dich" nichts anders, als den Galgen gemeint habe. —

27.

Sonderbare Unterpfande.

Ein berühmter portugiesischer General brauchte während seines Aufenthalts in Indien Geld. In dieser Verlegenheit schnitt er sich eine seiner

Lo-

Locken ab, schickte sie den Einwohnern von Goa und bat diese, ihm auf dieses Pfand 20,000 Pistolen*) zu leihen. Das Gesuch samt dem Pfande ward angenommen und dem Generale unverzüglich die Summe ausgezahlt. Er nahm in der Folge seine Locke mit Ehren zurück. —

Als der große spanische Feldherr, Don Rodrigo von Bivar, Cid Campeador, dessen Leben Herder nach spanischen Romanzen unter dem Namen Cid besungen hat, im Jahre $10\frac{28}{29}$ bei dem Könige Don Alfonso in Ungnade gefallen war und seine Besitzungen verlassen mußte, war er so arm, daß er zwei Juden kommen ließ, tausend Goldstücke von ihnen zur Reise borgte und ihnen zur Sicherheit zwei, mit Sand angefüllte, Kasten zustellte, unter dem Vorgeben, sie enthielten sein Silberzeug. Er bedung sich jedoch aus, diese Kasten erst nach Verfluß eines Jahres zu öffnen. Die Juden leisteten die Zahlung und nahmen die Kasten mit sich. Das Jahr war noch nicht abgelaufen, als der Cid seinen Freund, Alvar Fannez, mit 2000 Silberstücken zu den Juden schickte und sie bitten ließ, ihm die allereinzige Lüge in seinem

---

*) Pistole, eine spanische Münze, beträgt nach unserm Gelde 5 Thaler.

nem Leben zu verzeihen. Denn die Kasten wären nicht mit Gold und Silber, sondern mit Sand angefüllt. Doch habe zugleich sein Wort in denselben gelegen und dieß sei gutes Gold.

28.

Die vorausgehende Equipage.

Der berühmte Dichter Fontenelle verlor in seinem hohen Alter Gehör und Gesicht sehr bald nach einander. Seine Freunde beklagten ihn herzlich; er aber scherzte sogar über diesen Verlust, indem er sagte: „Was ist's denn nun weiter? Wie lange wird's währen so geht die Reise mit mir fort. Gut also, daß meine nöthigste Equipage schon voraus ist."

Selbst als dieser witzige Gelehrte dem Tode nahe war, sagte er noch sehr naiv: „Das ist der erste Tod, den ich sehe."

29.

Wohlbeleibtheit.

Am Operntheater zu Dresden war unter dem Könige August III. ein Sänger angestellt, der durch

durch seine außerordentliche Körperdicke allgemeine Bewunderung erregte. Er hieß Nikolini. Seine Länge betrug nur 3 Ellen, aber der Umfang seines Leibes $4\frac{1}{2}$ Elle und $\frac{1}{2}$ Zoll. Sein Arm hielt 1 Elle $4\frac{3}{4}$ Zoll, und sein Schenkel $1\frac{1}{2}$ Elle und $1\frac{1}{2}$ Zoll. Er wog 5 Centner 60 Pfund, und brauchte 14 Ellen vom breitesten Tuche und 25 Ellen vom seidnen Zeuge zu einem Kleide, das freilich nicht so pfiffig abgestutzt war, wie die jetzigen Jagdwesten. Damals trug man Beinkleider von Kalemuck: Nikolini brauchte zu den seinigen 11 Ellen. Zu einer gewöhnlichen Thüre konnte dieser dicke Mensch weder aus noch ein. Er mußte daher vor mancher Thüre wieder umkehren. Im Sommer drückte ihn die Hitze sehr; er wohnte daher meist in der Kirche. Dorthin beschied man seine Bekannten, die ihn sprechen wollten. Im 54 Jahre seines Alters starb er. Sein Sarg mußte auf einem starken Frachtwagen in die Quere gesetzt werden, weil er der Länge nach in keinem andern Wagen gieng.

30.

War das lobenswerther Patriotismus?

Ein reicher Jude kam einst zur Königin

Elisabeth von England und bot ihr eine schöne Perle für 20000 Pf. Sterlinge zum Verkaufe an. Der Königin dünkte aber dieser Preis für eine Perle zu groß und sie schickte den Juden fort, der nun in andern Ländern sein Kleinod auszubieten beschloß. Seinen Entschluß erfuhr ein Kaufmann in London. Dieser bat den Juden zum Mittagsessen, und gab ihm für die Perle die Summe, welche ihm die Königin verweigert hatte. Darauf zerstieß der Kaufmann die so kostbare Perle in einem Mörser, schüttete das Pulver davon in ein Glas Wein, welches er auf die Gesundheit der Königin ausleerte. Ihr könnt nun, sprach er zu dem hocherstaunten Juden, in andern Ländern sagen, daß die Königin im Stande war, diese Perle zu kaufen, weil sie Unterthanen hat, die ein solches Kleinod auf ihre Gesundheit vertrinken können.

31.

Die harten und weichen Hirnschädel.

Der alte griechische Geschichtschreiber, Herodotus erzählt, daß, als die Aegypter und Perser mit einander Krieg führten, sie eine große Schlacht lieferten, in welcher auf beiden Seiten viele Krieger blieben. Weil die Todten unbe=

graben gelassen wurden, so ging ihr Fleisch bald in Fäulniß über und die Knochen blieben blos zurück. Diejenigen welche lange Zeit hernach an dem Schlachtfelde vorbei gingen, konnten die Hirnschädel der Aegypter von denen der Perser ganz leicht unterscheiden. Der erstern waren hart wie Eisen, aber die andern so weich, daß man sie wie mürbe Erde zerbrökeln konnte. Dies kam, nach des griechischen Geschichtschreibers Behauptung, daher, daß sich die Aegypter den Kopf scheeren ließen und allezeit mit entblößtem Haupte einhergingen, die Perser hingegen ihren Kopf jederzeit sorgfältig bedeckten.

32.

Der Rübennachtisch.

Da in Schottland, selbst in den Gegenden von Edinburg, so wenig Früchte zur Reife kommen, auch nur wenige Familien Treibhäuser besitzen können, und doch am Schlusse der Mahlzeit etwas aufsetzen wollen, was die Stelle der Früchte vertritt, so nehmen sie oft zu Produkten ihre Zuflucht, die jeder andere Europäer verschmähen würde. „Ich habe oft,“ sagt Topham, „in den vornehmsten Häusern in Edin-

burg eine Schüssel mit kleinen Stückrüben, die sie Neeps nennen, zum Nachtisch auftragen sehen, von denen sie so begierig aßen, als wenn es die auserlesensten Früchte gewesen wären.

33.

Der Ochsenkauf.

Ein reicher Mann feilschte einen Ochsen, und betastete deshalb, um ihn richtig schätzen zu können, den Rücken, die Weichen, die Seiten und die übrigen Stellen die man zu diesem Zwecke zu begreifen pflegt. Endlich rief er seinen Bedienten und befahl ihm, ein gleiches zu thun, und sein Urtheil zu sagen. Gleich war Johann bei der Hand; aber statt die Stellen zu berühren, die sein Herr berührt hatte, begriff er sorgfältig und wiederholt die Füße. „Was soll denn das?“ fragte der Herr, „untersucht man denn die Güte eines Ochsen unten an den Beinen?„ Jeder nach seiner Art, und für seinen Zweck,“ antwortete der Diener. „Sie, mein Herr, begreifen den Ochsen an denjenigen Stellen, von welchen sie zu speisen gedenken, und ich betaste die, von denen ich gewöhnlich essen muß.“ Der Herr lachte, und erwiederte: „Das Fett schwimmt oben, unten

ten bleibt das Wasser. Erst kommt der Herr und zuletzt der Diener."

34.

Eine sinnreiche Entschuldigung.

Ein sehr vornehmer Reisender, der gern lieh, aber nicht gern aufs Wiedergeben dachte, bat den König von Sardinien um Mittheilung eines der schönsten seiner Gemälde, um dasselbe kopiren zu lassen. Das Gemälde stellte einen ehrwürdigen, vom Schlage getroffnen, Greis vor. „Ach, sagte der König, der arme Schelm ist wohl zu alt, um noch wo anders hingebracht zu werden."

35.

Mutterwitz.

Ein berühmter Gelehrter saß eines Tages in seinem Studirzimmer, und dachte eben über eine schwere Aufgabe nach, als sein junges sechzehnjähriges Dienstmädchen herein trat, und auf den Ofen zuging. Auf die Frage, was sie dort suche, antwortete sie, daß sie eine glühende Kohle herausnehmen wolle. — Da ihr Herr sahe,

daß

daß sie nichts, als die bloßen Hände dazu hatte: so äußerte er seine Verwunderung, und meinte, daß er wohl sehen möchte, wie sie das anfangen würde. „Man muß sich nur zu helfen wissen,“ erwiderte das Mädchen, schüttete ein Häufchen Asche in die Hand, legte die glühende Kohle darauf, und trug sie, ohne sich zu verletzen davon. „Wahrlich,“ rief der Gelehrte aus, mit aller Gelehrsamkeit hätte ich diese so leichte Aufgabe nicht gelöst.

36.

Der passende Ausdruck.

Ein Franzose, der in einem Privathause einer deutschen Stadt in einem Quartiere lag, wo Niemand französisch verstand, wollte einmal, als er bei'm Mittagessen sich an der Suppe den Mund ein wenig verbrannte, zu verstehen geben, daß die Suppe sehr heiß sey. Er wußte sich nicht auszudrücken und sagte endlich: „Ah, das ist viel Sommer in das Supp!“

37.

Ein Gegenstück.

Ein Bürger von St. ging einst Nachts nach Hause. Die Stadt war damals von den Franzosen besetzt und der Befehl gegeben worden, daß Niemand ohne Laterne sich nach 10 Uhr auf der Straße finden lassen sollte. Nun verlöschte zum Unglück die Laterne des Bürgers eine Minute vorher, ehe er auf eine französische Patrouille stieß. Er wurde angerufen. Nun hatte er einige französische Wörter im Kopfe, welche er sehr verkehrt anbrachte. Man fragte ihn, wo er seine Laterne hätte; er verstand oder vermuthete vielmehr diese Frage und antwortete: „Elle est sortir!“

38.

Kinderei.

Als der Herzog von Ossuna, Vicekönig von Sicilien, seinen feierlichen Einzug in Palermo hielt, suchte er der eingerissenen Unsicherheit durch ein Verbot zu steuern, nach welchem es Niemand erlaubt seyn sollte, Waffen zu tragen. Dessen ungeachtet erblickte er wenige Tage nachher von dem Balkon seines Schlosses vier junge

Edel-

Edelleute, die sich mit Seitengewehren und Pistolen versehen hatten. Aufgebracht über diesen Trotz, ließ er sie vor sich kommen, und da zeigte sich's denn, daß die furchtbaren Mordinstrumente — von Pappe waren. Der Herzog, der sogleich Zweck und Absicht errieth, streichelte den jungen Herren freundlich die Wangen, griff sie unter's Kinn und lobte ihre artige Erfindung. Hierauf ließ er sie abtreten und einen Schulmeister kommen, der sich, auf sein Geheiß, mit einem Bündel Ruthen versehen und mit Hülfe zweier Schergen, sein Strafamt an ihnen üben mußte. Nach dieser Exekution wurden sie wieder vorgelassen und Jedem von ihnen die Taschen mit Zwieback und Konfekt gefüllt, wobei der Vicekönig sie väterlich ermahnte, ein ander Mal artiger und klüger zu seyn, und sie immer nur „liebe Kinder" nannte. Diese erste richterliche Probe des Monarchen brachte den unruhigen Sicilianern eine günstige Idee von ihrem neuen Regenten bei und zeigte ihnen, daß er fest auf seine gegebenen Befehle zu halten wisse und überhaupt keinen Spaß verstehe, so spaßhaft er auch mitunter zu strafen wüßte.

39.

Großmüthige Rache.

Zu dem Abbé Voisenon, der durch seine Schriften rühmlichst bekannt war, kam eines Tages ein anderer Schriftsteller, den des Mannes überwiegende Größe zum Neid und zur Rachsucht entflammt hatte. „Haben Sie die Güte, mir hierüber ihr Urtheil zu sagen!" sprach der Unverschämte, und überreichte dem Abbé unter frechem Lächeln, eine bittere Satire, die er auf ihn selbst verfertigt hatte. Voisenon nahm das Papier, setzte sich an seinen Arbeitstisch, und las das boshafte Machwerk mit der Ruhe eines erhabenen Geistes durch, ohne auch nur die geringste Aufwallung von Zorn blicken zu lassen. „Die Arbeit zeugt von vieler Flüchtigkeit, sprach er endlich zu dem Frechen, mit ihrer Erlaubniß werde ich Einiges darin ändern!" Der Satiriker gab hierzu durch ein hämisches Kopfnicken seine Einwilligung. Voisenon feilt hierauf nach Kräften an dem Ausdrucke, schärft hier und da den Witz, erfindet sogar noch manchen neuen lächerlichen Zug, und giebt hierauf dem unberufenen Pasquillanten das Blatt mit einer seltenen Seelenruhe und mit den Worten zurück: Jetzt ist die Satire, meinem Urtheil nach, sehr gut, und

wenn

wenn mich nicht alles täuscht, wird sie Aufsehen erregen und mich lächerlich machen!" Eine so großmüthige Rache und eine solche Erhabenheit des Geistes hatte der Hämische nicht erwartet. Sein besseres Gefühl erwachte. Unwillig warf er selbst das Papier ins Feuer, bat demüthig um Verzeihung, erhielt sie ohne Weigerung, wurde von jetzt an des Abbés herzlichster Freund, und — starb zuletzt noch in dessen Armen.

40.

Gerechtigkeit.

Philipp Melanchthon hörte zu Tübingen bei einem Professor der Rechte Collegia. So oft derselbe einen Fall anführte, bei welchem das Recht des Niedern zu Gunsten des Höhern gebeugt worden war, pflegte er hinzuzusetzen: „Das ist des Schultheißens Kuh." Der Grund dieses Zusatzes beruhte auf folgender Anekdote:

Die Kuh eines Schultheißen hatte die Kuh eines Bauers gestoßen. Der Bauer beklagte sich bei dem Schultheißen, doch so, daß er den Fall so vortrug, als wenn seine Kuh, die Kuh des Schultheißen gestoßen hätte. „Meine Kuh" sprach er, „hat die Eurige todt gestoßen; was bin

bin ich Euch dafür schuldig?" „Ihr kauft mir eine andere, eben so gute Kuh," antwortete der Schulze, „und erlegt 20 Thaler Strafe." „Nein!" erwiederte der Bauer," ich habe mich versprochen. Eure Kuh hat die Meinige getödtet, und ich bin zufrieden, wenn er mir nur eine andere schaft." „Was?" sagte der Schulze, „meine Kuh? Ja, das ist etwas Anderes. Eure Kuh hätte der Meinigen aus dem Wege gehen sollen.

41.

Verdiente Abfertigung.

Ein Gelehrter kam einmal in eine Gesellschaft und hatte aus Versehen ein Kleid angezogen, an welchem ein Aermel etwas aufgetrennt war. Das bemerkte ein junger Naseweis, nähert sich ihm mit einer recht witzigen Miene, und sagt: Ei, ei! Herr Professor, was sehe ich; da gukt ja die Weisheit bei ihnen heraus. Der würdige Gelehrte schwieg zu dieser albernen Aeußerung. Allein jener, in der Meinung, etwas recht Vortreffliches gesagt zu haben, wiederholt seinen Einfall, so laut, daß es die ganze Gesellschaft hören mußte. Ganz kaltblütig drehte sich jener herum und sagte: Ganz recht, mein Freund, die

Weis=

Weisheit guckt aus meinem Aermel heraus, und die Dummheit hinein.

42.

Die schönste Farbe.

Pythias, die Tochter des griechischen Weltweisen Aristoteles wurde gefragt, welches die schönste Farbe sey? — Sie antwortete: „Die Schaamröthe auf dem Gesichte der Unschuld.“ —

43.

Die schärfste Strafe.

Ein einfältiger Richter fragte einst einen Rechtsgelehrten um Rath, was er für ein Urtheil über einen harten Inquisiten fällen sollte, dessen Unthaten er weitläuftig auseinander setzte. Der Rechtsgelehrte meinte, das Urtheil könne nicht scharf genug abgefaßt werden, wenn es mit den verübten Greuelthaten in einem richtigen Verhältnisse stehen sollte. Der Richter verurtheilte also den Missethäter zum zeitlichen und ewigen Tode.

44.

Die angemessene Belohnung.

Nachdem Philipp der Zweite, König von Spanien, Portugal erobert hatte, verlangten einige portugiesische Minister, die mit ihm in einem geheimen Einverständniß gestanden hatten und zur Eroberung des Landes behülflich gewesen waren, eine Belohnung für treu geleistete Dienste. Der König, der zwar die Verrätherei liebte, die Verräther aber haßte, wies sie an die geheime Rathsversammlung, die man den Gewissensrath nannte. Sie reichten ihre Bittschrift mit einem langen Verzeichniß der Verdienste, die sie sich um den König Philipp erworben hatten, ein und erhielten darauf folgenden Bescheid: „Wenn ihr recht und pflichtmäßig gehandelt habt, dem flüchtigen König Anton Portugal zu entreißen und es dem König Philipp in die Hände zu spielen, so muß euch das frohe Bewußtseyn, eure Schuldigkeit gethan zu haben, Belohnung genug seyn. Hattet ihr aber unrecht und treulos gehandelt und Pflicht und Treue frevelhaft verletzt, so verdient ihr insgesamt, gehangen zu werden.“

45.

Der stolze Psi.

Der gelehrte Psi zu Peking hatte die Meinung, daß unter allen, durch Wissenschaft berühmten, Männern in ganz China er — der vorzüglichste sey.

Er betrachtete die andern Menschen, besonders die Vorfahren, als tief unter sich, achtete die Andern für Nichts, sich — für Alles.

„Wer in allen sonnebeschienenen Ländern gleichet mir?“ — so redete er eines Tages den Tang-hi an, einen kenntnißreichen, aber sehr bescheidenen Greis, der ihn, seiner Meinung nach, nicht laut und hoch genug gepriesen hatte.

„Wer dir gleichet?“ antwortete Tang-hi. „Dieses Kind hier!“ und zugleich hob er seinen Enkel, einen zarten Knaben, in die Höhe und stützte dessen Füsse auf seine Schultern.

„Gelehrter Psi! eben so stehest du auf den Schultern der Vorfahren.“

46.

Die rasche Antwort.

Der Lord Bembow, der sich durch seinen Heldenmuth und durch seine Gegenwart des

Gei-

Geistes von dem niedrigen Stande eines Schiffsjungen bis zu der Würde eines Admirals emporgeschwungen hatte, war in der zweiten Seeschlacht, welcher er beiwohnte, noch ein bloßer Matrose. Eine Kanonenkugel nahm seinem, neben ihm stehenden, Kameraden ein Bein weg. „Kamerad!" rief ihm dieser zu, „du siehst, ich habe nur ein Bein; du hast deren noch zwei — trage mich zum Chirurgus." Bembow, ohne sich lange zu besinnen, lud ihn auf seine Schulter und trug ihn über das Verdeck nach der Kammer des Chirurgen. Unterwegs aber nahm eine Kanonenkugel dem Verwundeten auch den Kopf. In dem furchtbaren Getöse der Schlacht merkte dieß Bembow nicht und setzte seinen Weg ruhig fort.

Als er mit seinem verstümmelten Kameraden bei dem Wundarzt ankam, rief er ihm zu: „Hier bring' ich Arbeit!" — „Aber was in aller Welt soll ich mit einem Menschen, dem der Kopf abgeschossen ist?" fragte dieser. Bembow sah sich um und sagte mit einem unwilligen Tone: „Ei der Teufel! der Schurke sagte mir ja nur von einem Beine, das ihm die Kanonenkugel weggenommen hätte."

Phi-

47.

Philopömen spaltet Holz.

Philopömen, der mit erhabenen Tugenden ein anspruchloses und schlichtes Wesen verband und den ein Römer in einer Lobrede den letzten Griechen nennt, als sey nach ihm in Griechenland kein großer, seines Vaterlandes würdiger Mann mehr aufgestanden, besuchte einst einen Gastfreund in Megara. Dieser war gerade nicht zu Hause; als seine Frau aber erfuhr, daß der große Heerführer der Achaier zu ihr komme, so bereitete sie sehr geschäftig eine gute Mahlzeit. Unterdeß kommt Philopömen herein, in einem kleinen, unansehnlichen Mantel. Die Frau, die ihn für einen Diener und Vorläufer des großen Mannes hält, ermahnt ihn, die Hausarbeit mit anzugreifen. Sogleich wirft Philopömen seinen Mantel ab, ergreift eine Axt und spaltet Holz. Indem kommt der Wirth und wie er ihn erblickt, ruft er erstaunt aus: „Was ist das, Philopömen?" — „Was anders," antwortete Jener in der Volkssprache, „als die Strafe für mein schlichtes Aeußere."

48.

Gegenwart des Geistes.

Der Graf Manchester, Generalissimus des Parlaments, gegen Karl I. flohe in einer Schlacht, ohne eben Grund dazu zu haben. Cromwell, ohne sich merken zu lassen, daß er die Lenkung des Grafen, wie es wirklich war, für eine Flucht hielte, ritt ihm entgegen.

„Sie irren sich, Mylord, sagte er, die Feinde haben sich hier weggezogen — dort sind sie, — und wies sie ihm mit dem Finger.“

Der Graf mußte umkehren, und die Schlacht wurde gewommen.

49.

Ein verschmitzter Diebstahl.

Ein Pariser Abbé gerieth beim Herausgehen aus der Kirche in ein Gedränge. Plötzlich fühlte er eine Hand sich seiner Uhrtasche nähern. Augenblicklich griff er zu, und faßte die Hand seines nächsten Nachbars, welche im Begriff stand, die Uhr in die eigne Tasche zu stecken. Der Abbé wollte schreien uud den Dieb in Verhaft nehmen lassen. Allein dieser rief ihm

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

mit leiser Stimme zu: „Um Gottes Willen, mein Herr! bringen Sie mich nicht ins Unglück! Stecken Sie ihre Hand in meine Tasche, und nehmen Sie Ihr Eigenthum wieder.“ Der Abbé that dies ohne Bedenken. Allein kaum hatte er die Hand in der Tasche des Diebes, so hielt ihn jener fest, und schrie: „Helft, helft! Seht da einen verkappten Abbé, der mir meine Uhr stehlen will! Greift den Dieb!“ Das umstehende Volk glaubte wirklich, daß der Ergriffene kein Abbé, sondern ein verkappter Dieb sey. Es war daher hohe Zeit, daß er sich, die Uhr im Stiche lassend, davon machte, um den Mißhandlungen des Pöbels zu entgehen.

50.

Böses Gewissen.

Der innere Richter unserer Handlungen schläft nie, und spricht selbst da laut, wenn man uns eines Frevels beschuldigt, den wir zwar nicht in demselben Augenblicke, aber schon zu einer andern Zeit begangen haben. Möchte doch jeder immer auf seine Stimme hören, und dadurch der größten Qual, den Vorwürfen eines bösen Gewissens, sich entziehen!

Ein

Ein junger Mann stand im Parterre des Pariser Opernhauses. Er greift nach seiner Uhr, um zu sehen, wie spät es ist. Fort ist sie. Er sucht in der Weste und den Beinkleidern. Umsonst. Sie mußte ihm herausgezogen seyn. Von Ungefähr betrachtet er seinen Nachbar, der ihn in dem gleichen Augenblicke seitwärts beobachtete. Der Mensch kam ihm verdächtig vor, um so mehr, da er dicht neben ihm stand. Der Bestohlene machte kurzen Prozeß, und sagte zu seinem Nachbar: „Herr, geben Sie mir meine Uhr wieder, oder ich lasse Sie auf der Stelle arretiren!“ — Dieser flüsterte ihm zurück: „Da haben Sie sie; aber ich bitte Sie, machen Sie mich nicht unglücklich.“

Als der junge Mensch nach Hause kam, wunderte er sich natürlich sehr, als er seine Uhr auf dem Gesimse des Kamins liegen sah, wo er sie vergessen hatte, und eine andere in seiner Tasche fand.

Der diesmal unschuldig Angeklagte hatte wahrscheinlich schon öfter gestohlen, und fürchtete, in seinem Ankläger einen seiner Kunden zu sehen.

51.
Muth und Edelmuth.

Peter der Große rückte im J. 1702 mit einem beträchtlichen Truppenkorps gegen die schwedische Grenze. Nachdem er verschiedene vergebgebliche Angriffe auf die Festuug Nöteburg gethan hatte, schickte er zulezt den Fürsten Galizin, Obristen von der Garde, mit einem auserlesenen Korps gegen diesen Platz, um ihn mit stürmender Hand zu erobern. Galizin mußte mit seiner Mannschaft auf Flößen über das Wasser setzen. Er landete dicht an den Festungswerken von Nöteburg, welche fast bis an das Wasser hinreichten.

Allein die Besatzung empfing ihn so tapfer, und richtete unter seinen Soldaten ein solches Blutbad an, daß Peter es für unmöglich hielt, den Platz zu bestürmen und zu erobern.

Er sandte daher sogleich Ordre an seine Truppen, sie sollten sich zurückziehen. Galizin aber weigerte sich mit einer seltenen Kühnheit, diesem Befehle Folge zu leisten und ließ Peter'n zurücksagen: er wäre jetzt nicht mehr als sein Unterthan zu betrachten indem er sich unter dem Schutz der, ihm so überlegenen, schwedischen Macht begeben habe. Dann wandte er sich zu

seinen

seinen Soldaten, sprach ihnen Muth ein, führte sie gegen den Feind, erstieg mit ihnen die Mauern der Festung und eroberte sie glücklich.

Sobald Peter der Große diese That erfuhr, überraschte sie ihn eben so sehr, als er sie bewundern mußte. Bei der nachmaligen Zusammenkunft mit Galizin, sagte er zu diesem: er solle von ihm fordern was er wolle (nur Moskau und seine Katharina ausgenommen) und die Bitte solle ihm gewähret werden. Und was forderte Galizin? Mit der edelsten Selbstbeherrschung, that er auf alle Wünsche seines eignen Herzens Verzicht, und forderte von dem Monarchen, Verzeihung für seinen alten Nebenbuhler, den Fürsten Repnin, der von dem Kaiser, in einem Ausbruche seines Zorns, von dem Range eines Feldmarschalls bis zum gemeinen Soldaten erniedrigt worden war.

Peter der Große gewährte diese Bitte auf der Stelle, schenkte von der Zeit an dem Fürsten Galizin, in dessen Brust er Muth und Edelmuth auf eine so seltene Weise vereint fand, sein ganzes Vertrauen mit den Gefühlen wahrer Achtung verbunden, welche Jeder andere, der diese That erfuhr, mit dem Monarchen theilte, keiner aber mehr, als Repnin, der die Groß-

muth

muth seines Nebenbuhlers nicht genug bewundern konnte.

52.

Komische Bestrafung der Unwissenheit.

Peter der Große hatte einen sehr geschickten Wundarzt, Namens Tirmond in seinen Diensten. Er besaß die Gunst seines Monarchen in so hohem Grade, daß er fast beständig um ihn war. Im 70. Jahre hinterließ dieser Mann eine noch ziemlich junge Wittwe von guter Bildung und mehrern tausend Rubeln Vermögen. Ein junger Barbiergeselle aus Danzig, dessen einzige Empfehlung ein vortheilhaftes Aeußere war, heirathete sie, und beide Eheleute machten mehr Aufwand, als die Klugheit gebot. Der junge Mann fuhr mit 4 Pferden, in einer geschmackvollen Kutsche, und eben so geschmackvoll, ja prächtig gekleidet. Dies machte in Moskau, wo sich damals Peter der Große aufhielt, nicht wenig Aufsehen. Man brachte die Geschichte dem Kaiser selbst vor; aber mit keiner vortheilhaften Schilderung des jungen Ehemannes. Als eines Tages der Kaiser bei einem Bojaren mit mehrern vornehmen Herren zu Gaste war,

schickte er nach dem jungen Manne, um ihn persönlich kennen zu lernen. Dieser kam, äußerst geputzt, und in seinem besten Staatswagen an den Hof gefahren, in der sichern Hoffnung, der Kaiser wolle ihn an Tirmond's Stelle setzen, und auf diese Art sein Glück machen. Sobald der elegante Wagen dieses Menschen in den Hof rollte, rissen Alle von der Gesellschaft die Fenster auf, um diesen prächtigen Einzug zu schauen.

Als der junge Elegant dem Kaiser vorgestellt wurde, fing dieser sogleich ein chirurgisches Examen mit ihm an. Bekanntermaßen war die Chirurgie Peter's des Großen Steckenpferd, und er besaß in dieser Wissenschaft Kenntnisse genug, um eine solche Prüfung anstellen zu können. — Allein sie fiel zum großen Nachtheil des Examinanden aus, und der Kaiser überzeugte sich vollkommen, daß der junge elegante Herr weiter nichts könne, als den Bart scheeren.

Und wie bestrafte Peter diese Unwissenheit? Ganz nach seiner Manier, d. h. originell. Er ließ sogleich eine Menge der, unten im Hofe befindlichen, Knechte, Kutscher und Bauern des Bojaren heraufholen, sie in ein besonderes Zimmer treten, und der junge, geputzte Herr mußte allen nach der Reihe ihre großen Bärte scheeren.

Sobald

Sobald dies geschehen war, ließ der Kaiser den tief beschämten jungen Menschen wieder in seinen Wagen steigen und davon fahren.

53.

Die hülfreichen Störche.

Im April des Jahres 1803 warf ein Sturm in Varel, einer Stadt in Westphalen, ein Storchnest von dem Schornsteine eines Hauses herab. Alle Störche des Städtchens versammelten sich den andern Morgen bei dem Neste, faßten es mit den Schnäbeln und trugen es wieder an seinen Ort. Nachdem sie es auf den Schornstein gebracht und befestigt hatten, flogen sie davon, und überließen es den ehemaligen Besitzern.

54.

Die gestohlne Kuh.

Der Kaiser Soliman belagerte einst die Festung Belgrad. Während der Belagerung stahlen die Soldaten zur Nachtzeit einer Bauersfrau aus einem benachbarten Dorfe ihre einzige

zige Kuh. Mit Anbruch des Tages ward die Frau ihren Verlust, welcher sie empfindlich schmerzte, gewahr. Im höchsten Unwillen hierüber eilte sie in's Lager zum Kaiser und klagte bitter über die diebischen Soldaten. „Aber, Frau!" unterbrach sie der Kaiser, „Ihr müßt auch entsetzlich fest geschlafen haben!" „Das habe ich," war die Antwort; „aber in dem Vertrauen, daß Ew. Majestät für die allgemeine Sicherheit wachten." Die Replik gefiel dem Kaiser so sehr, daß er der Bauersfrau ihren Verlust reichlich ersetzte.

55.

Wer hatte das meiste Gefühl?

„Ich kann euch nichts geben, laßt mich zufrieden" sagte ein hypochondrischer Engländer zu einem mit Lumpen bedeckten Alten, der sich ihm mit dargestreckten Händen näherte. — Den Engländer hatte seine Hypochondrie in das südliche Frankreich getrieben, und er wollte unter diesem wärmern Himmelsstriche, wo möglich, seinen Spleen zurücklassen, der ihn in seinem Vaterlande schon seit mehrern Jahren gequält hatte. Der Bettler hielt indessen seinen Hut

in der Hand, ohne ein Wort zu sagen; desto sprechender aber waren seine Geberden, und seine halberloschnen Augen flehten mehr, als die dringendsten Bitten um Mitleid. Sein Hund stand neben ihm und seine Augen hefteten sich unverwandt, wie die Blicke seines Herrn, auf den Engländer. „Ich habe nichts" sagte dieser nochmals verdrießlich — und in dem Augenblicke erröthete er über sich selbst — denn er hatte eine Unwahrheit gesagt. Aber, dachte er bei sich selbst — dieses Bettlervolk ist immer so unverschämt, so zudringlich! gleichwohl war dies der zerlumpte Alte nicht.

„Gott sey mit Ihnen" sprach er gelassen und demüthig zum Engländer und entfernte sich.

„Halt! Alter! rief ihm jetzt der Engländer nach, und war eben im Begriff seine Börse zu öffnen, um einige Scheidemünze heraus zu langen.

In dem Augenblicke rollte ein Wagen heran; worin sich Reisende befanden. — Der Bettler und sein Hund nahten sich dem Wagen mit eben dem stillen Geberdenspiele, mit welchem sie den Engländer zum Mitleiden aufgefordert hatten, aber es ging ihnen nicht besser als vorher. Sie wurden abgewiesen, und — sie entfernten sich ohne Murren. —

Ein

Ein Mann von Gefühl, der aber durch Kränklichkeit oder üble Laune verstimmt ist, sucht sich immer bei ähnlichen Veranlassungen mit fremden Beispielen zu rechtfertigen, und gleichsam für seine Hartherzigkeit zu trösten, wenn er sieht, daß andere eben so handeln, als er selbst. Hätten die Reisenden dem Bettler etwas gegeben, so würde die Verlegenheit des Engländers, der mehr übellaunig als hartherzig war, weit höher gestiegen seyn. Aber so unterdrückte er seine innere Beschämung mit der Bemerkung:

„Die Fremden in dem Wagen scheinen, ihrer Kleidung nach, weit reicher zu seyn, als Du, und also —

„Aber! mein Gott! — kann denn ihre Hartherzigkeit die deinige rechtfertigen, flüsterte ihm sein besseres Selbst in dem nämlichen Augenblicke zu —

Dieses innere Selbstgespräch machte den Britten nur noch mißmüthiger als er vorher gewesen war — er sahe sich nach dem Bettler um, weil er ihn noch einmal zurückrufen wollte.

Der arme Alte hatte sich auf eine niedrige steinerne Bank gesetzt, welche an der Landstraße stand, sein Hund lag vor ihm und ruhte mit seinem Kopfe auf den Füßen seines Herrn, der

ihn

ihn beständig streichelte, ohne sich weiter nach dem Engländer umzusehen.

Dieser erblickte auf der nämlichen Bank einen französischen Soldaten, dessen bestaubter Hut und Schuh einen Reisenden verriethen. Er hatte seinen Tornister zwischen sich und dem Bettler auf die Bank gelegt, sprach mit diesem, und trocknete sich den Schweiß von der Stirne.

Auch er führte einen Hund mit sich, dieser, eben so ermüdet, als sein Herr, hatte sich unter seine Füße niedergelegt, um da von einem wahrscheinlich sehr beschwerlichen Marsche, auszuruhen. Der Engländer bemerkte, daß dieser Hund viel schöner wäre, als des Bettlers Hund — auf den er nun erst einen aufmerksamern Blick warf. Man sah es dem Thiere wohl an, daß sein Herr nicht viel übrig hatte — er sah schwarz, häßlich und halbverhungert aus, und die Haare waren ihm schon ausgefallen.

Was kann wohl, dachte der Engländer, den Bettler bewegen, seinen geringen und ungewissen Unterhalt noch mit einem andern Geschöpfe zu theilen? Er wirft einen neuen Blick auf diese Gruppe, und bemerkt das gegenseitige Wohlwollen des Bettlers gegen seinen vernunftlosen Unglücksgefährten, mit einem eignen Interesse. O! rief er endlich: du bist wohl, trotz

deines

deines jämmerlichen Ansehns, das schätzbarste Thier von der Welt — du bist ein Gefährte, ein Freund, ein Bruder des Menschen! du bist ihm allein treu, in seinem Unglücke, du allein verachtest seine Armuth nicht!

Der fremde Reisewagen hatte während dieser Szene still gehalten, weil die Fremden ihr Frühstück einnahmen. Jetzt war es verzehrt, und einige Ueberbleibsel der kalten Küche wurden aus dem Wagen geworfen.

Die beiden Hunde sprangen herzu — der Wagen rollte davon und seine Räder quetschten einen der Hunde — es wár der Hund des Bettlers.

Das Thier stieß ein lautes, durchdringendes Geschrei aus — ach! es war sein letzter Klagelaut!

Sein Herr eilte mit einer Hast, die seine Liebe zu diesem Thiere genugsam zeigte, ihm zu Hülfe. Es war umsonst, das Wagenrad hatte den Hund zerschmettert.

Ein lautes Jammergeschrei erscholl aus dem Munde des armen Alten — Verzweiflung malte sich in seinen Blicken. — Der gerührte Engländer trat herzu und warf dem Verzweifelnden eine Krone zu, um ihn für seinen Verlust zu trösten — vergebens — jener schien es kaum zu bemer-

merken — er hob das Geld nicht auf, warf den Engländer einen zwar dankbaren, aber mitleidigen Blick zu, und trug — seinen leblosen Hund auf den Armen fort.

Der Soldat hatte inzwischen die Krone aufgehoben, und drückte sie dem Alten in die Hand. Nehmt, sprach er, was euch dieser gutmüthige Herr geschenkt hat; er mag wohl viel Mitleid mit euch haben — das seht ihr aus seiner reichlichen Gabe — aber ihr dauert mich auch, guter Alter. Ich sehe freilich wie viel ihr heute verloren habt. Hier, nehmt meinen Hund statt des eurigen, ich schenke ihn euch.

Sogleich band er einen schmalen Strick um den Hals seines Hundes, gab diesen dem Alten in die Hand, sagte ihm Lebewohl und entfernte sich schnell.

O! rief ihm der weinende Alte mit ausgestreckten Händen nach, guter, braver Soldat! tausend, tausend Dank — — Gefühlvolle Seele! sprach beschämt der Engländer. — Was bin ich, wenn ich mich mit dir vergleiche! Ich gab dem Unglücklichen ein elendes Geldstück, und du — ersetztest ihm seinen liebsten Freund! —

56.

Luthers Selbstgeständnisse über seine Bibelübersetzung.

Luther schrieb an Amsdorf: Ich will die Bibel übersetzen; doch habe ich eine Last auf mich genommen, die fast über mein Vermögen ist. Ich sehe nun, was Uebersetzen sey, und warum sich bisher Niemand dazu gefunden. Es ist ein groß und würdig Werk, daran wir alle wohl arbeiten möchten, dieweil es zum gemeinen Besten gereicht. An Wenceslaus Link schrieb er: wir arbeiten jetzt an den Propheten, sie zu verdeutschen. Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schriftsteller zu zwingen, deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich, und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen, und dem groben Deutschen nachfolgen! Gleich als wenn eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodie verlassen, und dem Kukuk nachsingen! — Dann versichert der große Mann, daß er oft in mehrern Tagen kaum einige Zeilen gefertigt habe, und setzt hinzu: Lieber! nun es verdeutscht und bereit ist, kanns ein jeder lesen und meistern. Es läuft einer jetzt mit den Augen durch drei bis vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche

Waken und Klötze dagelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehoffelt Bret, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist. u. s. w.

Wir bemerken endlich noch, daß von dem neuen Testament im Jahr 1522 täglich in drei verschiednen Pressen 10000 Bogen abgedruckt wurden. Von den Jahren 1534 — 1574 wurden in der Druckerei des berühmten Hans Luft, eines sehr jovialischen Mannes, welcher zuletzt Bürgermeister in Wittenberg war, ungefähr hunderttausend Exemplare der deutschen Bibelübersetzung gedruckt.

57.

Die Ehrlosigkeit bei den Griechen.

Die Griechen hielten sehr viel auf häusliche und bürgerliche Tugenden. Um diese zu befördern und das Gegentheil zu verhindern, bedienten sie sich mancherlei Mittel. Eines derselben bestand darinne, daß derjenige, der sich einer gesetzwidrigen Handlung schuldig machte, für ehrlos erklärt wurde. Eine in jeder Hinsicht harte, ja, man kann sagen, eine grausame Strafe! Die

Ehrlosigkeit bestand in der Beraubung aller Vorrechte und Vortheile eines freien Bürgers. Der Ehrlose fand in den Gesetzen keinen Schutz. Ausgestrichen aus der Klasse der Bürger, mußte er den Muthwillen und Frevel eines jeden, der ihn zu necken oder zu beeinträchtigen Lust hatte, geduldig ertragen. Sein Feind konnte ihn ungestraft verfolgen; denn er ward von keinem Richter gehört. Wollte der Geächtete ungestraft bleiben so mußte er jedem, den er etwa fürchtete, sorgfältig ausweichen, und alles Zusammentreffen mit einem solchen vermeiden. Er konnte weder Schiedsrichter, noch Zeuge seyn; ja er mußte blos eine stumme Person spielen, wenn er einer Richterversammlung vorgestellt wurde. Kein Laut, kein Wort, keine Wehklage durfte über seine Lippe gehen. Weder ein Redner, noch ein Richter befaßte sich mit ihm, und er war also ohne Beistand und Vertheidiger. Was bei uns dem größten Bösewicht bewilligt wird, — Freiheit zu reden und seine Unschuld zu beweisen, oder sein Vergehen zu entschuldigen — war den Ehrlosen in Athen verwehrt. Nicht einmal seinen Kindern war es vergönnt, sich seiner anzunehmen, und eine Fürbitte für ihn einzulegen. Der Bürger Straton z. B. war in den Angelegenheiten des Demosthenes zum Schiedsrichter er-

wählt worden. Man beschuldigte ihn dabei eines gesetzwidrigen Benehmens, und erklärte ihn seiner Ehre verlustig. Gern hätte ihn Demosthenes vertheidigt, da er von seiner Unschuld überzeugt war. Allein unmittelbar durfte er dieß nicht thun. Nur mittelbar machte er das Tribunal der Richter auf das Unrecht aufmerksam, welches dem Straton wiederfahren war. Er ließ denselben vorführen, stellte ihn den Richtern vor, und sagte: „Es wird wenigstens vergönnt seyn, daß der Verurtheilte hier stehen darf."

53.

Sonderbare Kirchenzucht.

Peter der Große konnte das Plaudern in der Kirche, während des Gottesdienstes, nicht leiden. Zur strengen Beobachtung solcher Kirchenzucht hatte er nicht nur in der Hofkapelle, sondern auch in verschiedenen andern Kirchen, welche er zu besuchen pflegte, eigene Aufseher bestellt, welche die Plauderer zum Stillschweigen bringen mußten. Vornehme Russen, welche geplaudert hatten, mußten beim Herausgehen aus der Kirche, einen Rubel in die Armenbüchse legen, welche beim Eingang in der Kirche in-

wen-

wendig an einer eisernen Kette befestigt war. Geringere Russen bekamen, nach geendigtem Gottesdienste, wenn sie geplaudert hatten, auf dem Kirchhofe einige Stockschläge. Ein Ueberbleibsel von dieser Kirchenzucht origineller Art, fand sich noch lange nachher in der Kirche des Alexander Newsky Klosters — nämlich die angekettete Strafbüchse, so wie ein, am Wandpfeiler an einer Kette eingemauertes, Halseisen, welches Peter der Große denen, welche während des Gottesdienstes sich durch häufiges Plaudern oder andere Unanständigkeiten vergangen hatten, ohne Unterschied des Ranges in der Kirche anlegen ließ.

59.

Witzeleien.

Ein Witzling — so nennt man bekanntermaßen einen Menschen, der es darauf anlegt, Witz zu machen — erzählte einst viel von der Einnahme einer gewissen Festung. „Man kann sich," fuhr er fort, „keine Vorstellung von dem Rauben und Plündern bei der Einnahme machen. Die Soldaten waren so wüthend, daß sie einander die Häuser aus den Händen rissen."

Eines Tages hatte er Schläge bekommen. „Und sie litten das?" sagte ein Anwesender. „Warum nicht? Ich pflege mich um das, was hinter mir vorgeht, nicht zu bekümmern."

60.

Platz gemacht! ich trage den Tod.

In Ostindien liegt die Festung Diu, welche bis jetzt noch vor kurzem den Portugiesen gehörte. Einst wurde sie von den Indiern belagert, und im Sturm eingenommen. Man warf Feuerbände in die Nähe der Pulvervorräthe, welche darauf von den Flammen ergriffen wurden. Ein Portugiese, Namens Rodriguez, ergriff eine Tonne, auf welchen schon mehrere Funken gefallen waren, schwang sie auf die Schulter und trug sie, unter einem Feuerregen, aus der Gefahr, indem er seinen Kameraden zurief: „Aus dem Wege mir! ich trage den Feinden den Tod zu!" So eilte er unter den dicksten Haufen der eindringenden Feinde, zündete die Tonne mit einem Brande an, und sprengte sich selbst und einige hundert Indier in die Luft.

61.

Apophtegma.

Der Weltweise Gorgias fiel, nach einem langen, ruhmvollen Leben, in eine Krankheit, welche er selbst für tödtlich hielt. Einer seiner vertrautesten Freunde äusserte bey dieser Gelegenheit große Besorgniß, und fragte ihn zu wiederhohlten malen, wie er sich befinde; recht wohl, antwortete Gorgias; der Schlaf tritt mich an seinen Bruder ab.

62.

Würde des Bartes bei den Russen.

Während die Völker, die in Norden und Osten Europa's wohnen, mit dem hartnäckigsten Eifer den Bart, die Zierde des männlichen Geschlechts, beschützen, hatten hingegen die Bewohner des Westens und Südens demselben den Untergang zugeschworen. Unter jenen Völkern ehrte ihn aber keines mehr, als die Türken und Russen. Von den Letztern sey hier die Rede. Bei ihnen war es alte Sitte, den Bart nicht zu scheren, sondern wohl gekämmt vor sich herzutragen. Peter den Großen, der zu Ruß-

lands

lands immer wachsender Größe den Grund legte, gelang es nicht, den Bart seiner Russen abzuschaffen, weil diese Nation sehr viel darauf hielt. Er selbst schor sich den Bart, und mehrere folgten auch seinem Beispiele. Er gab auch Befehl, den Bart zu scheren, und gestattete ihn nur den Geistlichen, den Bauern, und denen, welche für die Erlaubniß ihn zu tragen, jährlich 100 Rubel (etwa 104 Thlr.) bezahlten. Viele abergläubige Russen indeß hoben den abgeschnittenen Bart sorgfältig auf, uud ließen ihn mit sich in den Sarg legen, um ihn als Glaubenszeichen im künftigen Leben vorzeigen zu können. Katharina die Zweite, die das Werk ihres Ahnherrn eifrig fortsetzte, äußerte zwar öfter, sie wünsche, daß Rußland andern civilisirten Ländern nachfolge, und den Bart abschaffe; aber mitten unter den glänzendsten Siegen, die Rußlands Soldaten ihrer großen Kaiserin erfechten halfen, war sie doch nicht im Stande, dieselben zu vermögen, dieses durchzusetzen.

Der Bart steht bei diesem wackern Volke in einem so großen Ansehen, daß, wenn ein nacktes Kinn ein Beweis von Aufklärung wäre, der gemeine Mann bei den Russen gewiß sehnlichst wünschen würde, zu leben und zu sterben, wie er ist; ja, er ist ihnen nicht um ihre Freiheit

heit feil, wovon folgender Vorfall zum Belege dienen mag.

Um eine Wette zu gewinnen, trug ein russischer Edelmann einem seiner Sklaven die Freiheit und 2000 Pfund Sterling an, wenn er sich den Bart wollte scheren lassen. Aber der Sklave verweigerte dies hartnäckig, und sagte, lieber wolle er Zeitlebens in der Sklaverei bleiben, ja das Leben verlieren, als seinen Bart.

63.

Die Strafe der Neider.

(Eine chinesische Anekdote.)

In den Geschichtbüchern China's wird der Kaiser Tai-Oum als einer der aufgeklärtesten und weisesten Fürsten aufgeführt. Nachdem er den Thron bestiegen hatte, war es eines seiner ersten Geschäfte, den Mißbräuchen, welche unter der vorigen Regierung eingerissen waren, abzuhelfen. Er ließ sich die Liste der Mandarinen geben, deren Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe ihnen Verfolgung und Ungnade zugezogen hatte und nahm aus ihnen seine ersten Staatsminister. Da diese Männer jedoch ihre wichtigen Geschäfte nicht allein besorgen konnten, er-

hob

hob Einer dieser Minister vier Gelehrte, deren Kenntnisse und Tugenden ihm bekannt waren, in den Mandarinenstand, bestätigte sie in ihren Bedingungen, die zu seinem Departement gehörten und zeichnete sie auf diese Art vorzüglich aus.

Das erregte den Neid, und öffnete der Schmähsucht den Mund. Man machte Lästerschriften auf sie, und selbst der Kaiser bekam einige in die Hände. Er wurde zornig und befahl, daß man die Urheber aufsuchen und zum warnenden Beispiel, streng bestrafen sollte. Auch fragte er einen seiner vertrautesten Minister, auf welche Art die Schmähsüchtigen am besten bestraft werden könnten. „Wohlthätiger Kaiser," antwortete dieser, „mir ist nur eine einzige Art zu strafen bekannt, welche aber den Neidischen die empfindlichste seyn wird, die sich denken läßt. Sie besteht darin, daß sie Zeugen des Wohlstandes und des Glücks derer seyn müssen, auf welche sie neidisch sind. Der Kaiser sahe ein, daß sein Minister Recht habe. Er ließ die Gelehrten in seine Residenz kommen und erlaubte ihnen, auf den Stufen seines Thrones zu sitzen, er überhäufte sie mit Lobeserhebungen, beschenkte sie reichlich und gab ihnen die auffallendsten Beweise seiner Hochschätzung.

Die Neidischen knirschten mit den Zähnen und verdoppelten ihre Lästerungen. Der Kaiser machte den Gelästerten neue Geschenke, erwies ihnen neue Ehrenbezeugungen. Und so wie eine neue Schmähschrift erschien, wiederholte der Kaiser die Beweise seiner Gnade. Nun verstummte der Mund der Schmähsucht und die Lästerzunge schien gelähmt. Bald aber bedachten die Neider, ob vielleicht nicht selbst dies Schweigen dem Gegenstande ihres Hasses nützlich seyn möchte. Es könnte wohl gar, meinten sie, den Kaiser bewegen, neue Gunstbezeugungen zu ertheilen. „Wir wollen es klüger anfangen,“ sprachen sie untereinander und freuten sich schon im Voraus ihrer List, von welcher sie sich das Beste versprachen. Sie fingen an, den Gelehrten die größten Lobeserhebungen zu machen. Da war Niemand kenntnißreicher, der Geschäfte kundiger, tugendliebender, als eben die Männer welche man noch vor Kurzem als die unwissendsten, unerfahrensten und gewissenlosesten geschildert hatte. Die Neider vermieden jetzt mit eben so viel schlauer Vorsicht, Böses von den Männern zu reden, als sie zuvor es vermieden hatten, Gutes von ihnen zu sagen. Sie glaubten nun sicher, daß ihr Lob die Wirkung hervorbringen würde, welche ihr Tadel hatte hervorbringen sollen.

sollen. Es mag durch ein ähnliches Verfahren wohl oft der beabsichtigte Zweck erreicht worden seyn; aber, zur großen Betrübniß unserer Neidischen, wurde er diesmal dennoch nicht erreicht.

Der Kaiser, ein guter Menschenkenner, merkte sogleich die wahre Absicht dieser Leute und war sinnreich genug, sie aufs neue dadurch aufs tiefste zu kränken, daß er befahl, man solle die von ihnen (freilich zu einem ganz andern Zwecke) verfertigten Lobeserhebungen in die öffentlichen Chronikbücher einrücken.

64.

Großmuth.

(Eine arabische Anekdote.)

Der Kalife Almansor war von einem Haufen Rebellen überfallen worden, deren Uebermacht er fast erlag, als ein Araber, Namens Maan, welcher sich bisher als ein Hauptanführer der feindlichen Partei, aus Furcht vor der Ahndung des Kalifen, versteckt gehalten hatte, eben in dem Zeitpunkte, da der Kalif in größter Gefahr war, mit einer Anzahl seiner Leute aus seinem Hinterhalte hervor brach und so tapfer auf die Feinde des Kalifen eindrang daß er sie besiegte,

und

und mehrere tausende tödtete, die Uebrigen in die Flucht jagte und dem Kalifen das Leben rettete. Die Großmuth dieses Arabers wurde als eine solche Seltenheit betrachtet, daß sie unter der Nation zum Sprichworte überging. Sie erwarb ihm auch die vorzügliche Gnade des Kalifen; und da dieser nicht umhin konnte, dem Maan über seinen Edelmuth viel Verbindliches zu sagen, äußerte dieser, daß ihm gleichwohl ein Mensch vorgekommen sei, der ihn an Großmuth übertreffe. Da der Kalife die nähern Umstände zu wissen begehrte, erzählte Maan folgendes Bruchstück aus seinem Leben. „Beherrscher der Gläubigen," sprach er, „mein Leben war seit der Erhebung deiner Familie, das Leben eines Flüchtigen, der stets das Schwert der Rache über seinem Haupte schweben sieht, und sich an einen dunkeln Ort verbirgt, um seinen Streichen auszuweichen. Ich hielt mich lange Zeit in dem Hause eines meiner Freunde in Basrah versteckt. Da ich mich jedoch hier nicht länger sicher glaubte; verkleidete ich mich, verließ die Stadt bei Nacht, und nahm den Weg nach der Wüste. Sorgfältig hatte ich alle ausgestellten Wachen vermieden; schon glaubte ich mich völlig außer aller Gefahr erkannt zu werden, als plötzlich ein Unbekannter, dessen Phisiog-

siognomie gar nichts Empfehlendes hatte, auf mich zutrat, die Zügel des Kamels ergriff und mich in ziemlich rauhem Tone fragte: ob ich nicht der Mann wäre, welchen der Kalife überall aufsuchen ließ, dessen Entdeckung den, der ihn ausliefern würde, für sein ganzes Leben reich und glücklich machen würde? — Ich leugnete natürlicher Weise, daß ich der gesuchte Mann wäre. „Wie," versetzte der Unbekannte, „du wärst nicht Maan?" — „Ich stutzte und sagte: weißt du was, indem ich ihm einen kostbaren Edelstein überreichte, nimm dies geringe Merkmal meiner Erkenntlichkeit einstweilen hin und begünstige meine Flucht durch deine Verschwiegenheit; wenn das Glück mir wieder lächeln wird, soll auch dein Glück gemacht seyn." — Der Unbekannte betrachtete den Edelstein und schien seinen Werth ungefähr schätzen zu wollen. Eine Frage, sprach er hierauf, habe ich an dich zu thun; aber beantworte sie mir aufrichtig. Hast du wohl irgend einmal dein ganzes Vermögen hingegeben? denn du weißt, fuhr er fort, du bist als ein sehr freigebiger Mann bekannt. — Nein, war meine Antwort. Auch niemals die Hälfte? — Auch diese nicht, sprach ich. Und so stieg er immer von Grad zu Grad herab, aufs Drittel, Viertel, Zehntel. Aus Scham sagte ich

end=

endlich, ich könnte doch wohl den zehnten Theil vielleicht auf einmal hingegeben haben. „Nun wohlan, versetzte er hierauf, damit du denn siehst, daß es Leute gibt, die dir an Großmuth nicht nachstehen, so nimm deinen Edelstein zurück. Er ist gewiß über 1000 Goldstücke werth und ich bin blos ein gemeiner Soldat, der von seinem dürftigen Solde lebt; aber, ich gebe ihn dir zurück. Und wie er dies gesagt hatte, warf er mir den Edelstein hin und verschwand aus meinen Augen. Ich rief ihm nach, er kam zurück, ich drang ihm den Edelstein auf. Er warf sich um meinen Hals mit den Worten: willst du, daß ich für einen Räuber gelten soll? Und so entfernte er sich wieder, und ließ den Edelstein in meinen Händen. — Almansor war über diese Erzählung eben so vergnügt als erstaunt. Ueberall ließ er den Unbekannten aufsuchen, um ihn belohnen zu können. In allen seinen Staaten ließ er die Begebenheit bekannt machen und setzte eine große Belohnung für den fest, welcher den Großmüthigen entdecken könnte. Niemand konnte es und der Unbekannte ließ sich niemals wieder sehen. —

65. Klu-

65.

Kluge Antworten.

Der berühmte Kanzler Bakon in England war seiner witzigen Antworten wegen allgemein bekannt. Als einst der Gesandte eines fremden Hofes bei der ersten Audienz mehr Lebhaftigkeit und Hitze, als Verstand und Urtheilskraft bewies, fragte Jacob den Kanzler, was er von ihm dächte. „Er ist ein großer, wohlgebildeter Mann,“ antwortete Bakon. „Das meine ich nicht,“ erwiederte der König, „ich will wissen, was Sie von seinem Kopfe halten.“ „Sire! hieß die Antwort, „die großen Leute haben oft viele Aehnlichkeit mit Häusern von vier bis fünf Gestocken; da ist die Oberstube gemeiniglich am schlechtesten meublirt.“

Derselbe König hatte die Gewohnheit, während der Predigt mit seinen Hofleuten zu schwatzen. Der Hofprediger, der dieses schon mehrere Male mit Unwillen bemerkt hatte, nahm sich vor, den König zu beschämen. Als daher der König sein Geplauder den nächsten Sonntag wiederholte, hielt der Prediger auf einmal inne, und richtete seine Augen steif nach der königlichen Kapelle. Die ganze Gemeine verstand den Prediger, und billigte sein Benehmen. Der König ärgerte sich, ließ den Prediger kommen,

und fragte, warum er in seiner Predigt inne gehalten, und ihn starr angesehen habe. „Es geschahe," erwiederte der Prediger, „aus Hochachtung gegen Ew. Majestät. Wenn der König redet, muß der Unterthan schweigen." Diese Antwort gefiel dem Könige; aber er ließ sich nie wieder in der Kirche sehen, in welcher sich der Vorfall ereignet hatte.

66.

Die Ochsenkäse.

Heinrich IV. lebte, als er nur noch König von Navarra war, gewöhnlich zu Nerac, einem kleinen Städtchen in der ehemaligen Gascogne. Wenn er dort auf die Jagd ging, pflegte er gewöhnlich bei einem Bauer einzukehren, und mit dessen geringer Kost vorlieb zu nehmen. Vorzüglich gut schmeckten ihm aber einmal die Kuhkäse, die ihm sein guthmüthiger Wirth, der ihn in der Regel nur Heinrich nannte, vorsetzte. Als er nachher auf den französischen Thron gelangt war, dachte der Bauer sein Glück zu machen, wenn er ihm einige solche Käse brächte. Gedacht, gethan; der Bauer belud sich mit zwei Dutzend von der besten Sorte, ging nach Pa-

ris, und kam auch glücklich daselbst an. — Als er aber an das Louvre kam, und hier äußerte, daß er seinen Heinrich sehen wolle, für den er von seiner Frau Kuhkäse bringe, stieß ihn die Wache, die ihn für einen Verrückten hielt, mit Kolbenstößen zurück. Traurig ging er auf dem Schloßplatze herum, und konnte gar nicht begreifen, warum er eine so üble Behandlung erfahren habe, da er doch ein Geschenk für den König bringe. Endlich fiel ihm ein, daß er sich vielleicht falsch ausgedrückt hätte. Da erblickte ihn der König, und ließ ihn als einen alten Bekannten zu sich rufen. Guten Tag, mein lieber Heinrich, sagte der Bauer, hier bringe ich Euch ein Paar Ochsenkäse von meiner Frau. Was? Ochsenkäse? fragte der König lächelnd, warum sagst du denn nicht Kuhkäse? Stille, stille! erwiederte der Bauer, ich rathe Euch, nicht Kuhkäse zu sagen, sonst könntet Ihr, so wie ich, für diesen Ausdruck dort unten von dem langen Mann im blauen Rocke mit der Flinte Rippenstöße bekommen. — Der König mußte herzlich lachen, nahm aber das Geschenk des Bauers gütig auf, und erwiederte es durch eine bedeutende Geldsumme.

67.

Wallenstein zu Goldberg und der Kantor Fechner.

Wallenstein hatte in seiner Jugend auf dem Gymnasium dieser Stadt studirt. Man nennt unter seinen Lehrern den Kantor Fechner, der immer nicht viel von dem närrischen in sich gekehrten Knaben hielt, und ihn oft seine schwere Hand nach damaliger Sitte fühlen ließ.

Einst war die Schuljugend mit diesem Pädagogen unter den Schulweiden, ihrem Spielplatz, versammelt, und alles überließ sich der Fröhlichkeit. Wallenstein schlief indessen.

Bei seinem Erwachen erzählte er der Gesellschaft, es habe ihm geträumt, daß er mit seinen Mitschülern auf diesem Platze spiele, und die Schulweiden sich alle vor ihm zur Erde neigten.

Die Jugend lachte, und Fechner nannte ihn einen Träumer, der es wohl gar dem Joseph nachmachen wollte. Er fügte hinzu: „Wenn aus dir ein großer Mann wird, will ich dein Hofnarr werden!"

Als aber 1633 der Feldmarschall Wallenstein mit der kaiserlichen Armee durch Goldberg mar-

 schir-

schirte, dachte er daran, und ließ den Kantor Fechner holen. Der alte Mann erwartete bei Wallenstein's bekannter Grausamkeit nichts, als den Tod, und nahm daher von den Seinigen Abschied. In der That wurde er auch mit einer derben Erinnerung wegen seiner harten Disciplin und besonders jener Weissagung empfangen.

Er bat demüthig um Verzeihung und entschuldigte sich mit seiner guten Absicht rücksichtlich der ersten, so wie mit dem Mangel an Vorhersehungsgabe, in Absicht auf die letztere.

Und siehe da, der strenge Wallenstein wurde ungemein gütig.

„Mein lieber Fechner, sagte er, ihr habt mir nicht zu viel gethan, meine damalige harte Natur war einer harten Erziehung benöthigt. Fürchtet daher nichts, ihr habt es gut gemeint, und es ist auch gut gerathen. Euch soll dafür zur Dankbarkeit von meinen Soldaten kein Leid widerfahren, deswegen ich eure Wohnung mit Wache versehen lasse — (denn Goldberg wurde schrecklich geplündert). — Zugleich nehmt dies Geschenk von mir zum Andenken an.“

Fechner erhielt einen Beutel mit 200 Rthlr.

68.

69.

Der Spruch nach Recht.

Göthe befand sich eines Tages bei der verwittweten Herzogin Amalie von Weimar, als der Großherzog, damals noch Herzog, von der Jagd zurück kehrend, auch erschien. Durch schnelle Bewegung und die frische Luft erhitzt, ward es ihm im geschlossenen Zimmer zu schwül, und er öffnete ein Fenster. Göthe schloß es wieder Der Großherzog, der es wieder geschlossen sah, öffnete es zum zweiten Mal. Göthe setzte sich in gravitätischen Schritt und schloß das Fenster zum zweiten Mal. Als der Großherzog sich wieder umsah, und das Fenster wieder geschlossen fand, fragte er, wer denn immer das Fenster nach ihm schließe? „Ew. Durchlaucht — erwiederte Göthe — haben zwar über das Leben aller Ihrer Unterthanen zu gebieten, aber nur nach Spruch und Recht.

70.

Die Prise Taback und die Bouteille Champagner.

Zu Berlin trug sich vor Kurzem folgende Anekdote zu: In einem Weinhause waren einige

ge frohsinnige Männer versammelt. Gerade gegenüber wird gebauet. Auf dem Gerüste drüben steht ein Maurer; man bemerkt, daß dieser seine Tabacksdose heraus zieht. „Was gilt es?" bemerkt einer der Herren, „ich trinke eine Flasche Champagner aus, eh' der Mann da mit der Prise fertig ist?" Man wettet einige Flaschen Wein; der Champagner kommt, und der Kühne hat eben das lezte Glas getrunken als der Maurer den Taback zur Nase führt. (Man würde auch an andern Orten dergleichen Wetten eben nicht verlieren.)

71.

Die gelungene List.

Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts wurde das Rheinthal, das Saxerland, nebst den übrigen kleinen, dem Rheine nahe gelegenen, schweizerischen Provinzen, durch eine Bande von Räubern beunruhiget, die, um desto weniger entdeckt zu werden, ihre wahren Namen mit Namen von deutschen Spielkarten vertauscht hatten. Einer nannte sich „Rosenkönig," ein Anderer „Schwertreiter," ein Dritter „Steckenbube" u. s. f. Einst durchreisten der Pfarrer von Salez und der

Pfarrer von Sennwald in jenen Rheingegenden den großen Hunnenwald, und sahen einige jener Banditen auf sich zukommen. „O weh," rief der Pfarrer von Sennwald, vor Schrecken ergriffen, „es ist um uns geschehen!" Sein Kollege hingegen, beherzter als er, erklärte, daß, so wie er angegriffen werden sollte, er sich mit seinem Degen zur Wehr setzen werde. Damals reisten nehmlich, wegen der Unsicherheit, auch die Geistlichen bewaffnet. Als die Räuber näher gekommeu waren, legte der Pfarrer von Salez die Hand an sein Schwert, befahl seinem Amtsbruder das Gleiche zu thun, lief dann auf die Banditen zu und schrie mit donnernder Stimme: „Halt Rosenkönig! halt Steckenbube! ihr kommt mir gerade recht. Vorwärts, ihr dort hinter den Bäumen!" Die Strassenräuber, von denen einer zufälliger Weise wirklich der Rosenkönig war, glaubten nicht anders, als dies sei ein von der Polizei gegen sie ausgeschiktes Detaschement, flüchteten sich eilends in den dikſten Wald hinein, und liessen die Geistlichen frei passiren, die ohne diesen Zug von Geistesgegenwart unfehlbar würden ermordet worden seyn, was wirklich einer jener Banditen, der wenige Tage später eingefangen und zum Tode verurtheilt wurde, selbst erkärte.

72.

73.

Uebertriebener Ehrgeiz.

Zu Anfange des 15ten Jahrhunderts rüstete sich der Großherzog der Litthauer, Vithold zum Kriege gegen die Tatarn. Da beide Heere gegen einander standen, fühlten sie eine gegenseitige Neigung zum Frieden, und Splittko, ein vornehmer Litthauer wurde an den tatarischen Feldherrn Idukan abgesandt, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Der Feldherr der Tatarn zeigte sich besonders geneigt dazu, und die Litthauer hielten dies für Furcht. Sie änderten ihren Sinn, und beschlossen den Angriff. Splittko warnte sie, und rieth ernstlich, den Frieden dem Kriege vorzuziehen; allein er mußte sich den Vorwurf machen lassen, daß er den Tod scheue, weil er ein großes Vermögen besitze. Um ihn wegen seiner vermeintlichen Feigheit zu bestrafen, mußte er dem Idukan die Nachricht überbringen, daß die Litthauer alle Friedensvorschläge verworfen hätten. Aber Idukan hatte bei der persönlichen Bekanntschaft den Splittko liebgewonnen, und versprach ihm daß, wenn er sich durch ein Zeichen am Helm kenntlich machen würde, er von den Tatarn, wenn es zur Schlacht käme, verschont werden sollte. Splittko aber verwarf

dies

dies Anerbieten mit den Worten: „Ich werde meinem Herrn mit aller Treue dienen, und deinem Herrn so viel Abbruch zu thun suchen, als ich kann. Das versichere ich als ein ehrlicher Mann, der keine Schonung verlangt.“ Es kam zwischen den Tatarn und Litthauern zur Schlacht. Die letztern ergriffen die Flucht. Splittko hatte sein Wort gehalten und mit größter Tapferkeit an der Seite seines Fürsten gefochten. Als dieser aber mit allen seinen Hofleuten den Feinden den Rücken kehrte, rief Splittko ihm zu, noch einen Augenblick zu warten und Zeuge zu seyn, daß Er, (Splittko) einen rühmlichen Tod einer schändlichen Flucht vorziehe. Und so stürzte er sich in den dichtesten Haufen der Feinde und fand hier seinen Tod.

74.

Die bescheidene Bitte.

Als die Stadt Montmelian im J. 1691 von den Franzosen belagert wurde, lag dem Marschall von Catinat sehr viel an einer genauen Kenntniß des Stadtgrabens. Man ließ, um dazu zu gelangen, mehrere Male einen Soldaten in einem Schanzkorbe, welcher an einem Seile befestigt

festigt war, herunter. Viele hatten jedoch bei dieser gefährlichen Untersuchung schon ihr Leben eingebüßt und es hielt schwer, einen entschlossenen Mann zu finden, welcher sich fernerhin zu diesem Unternehmen gebrauchen lassen wollte. Endlich unterzog sich ein junger Soldat von einem Infanterieregimente der Gefahr. Er hatte das Glück, wohlbehalten zurück zu kommen und brachte alle Nachrichten mit, welche der Feldherr so sehr zu wissen gewünscht hatte. Der Marschall fragte ihn: mein Sohn, auf welche Art wünschest du belohnt zu werden? „Gnädiger Herr" antwortete der brave Soldat, welcher nichts mehr zu wünschen schien, als sich durch neue Gefahren, neuen Dank zu verdienen, „ich bitte um keine andere Gnade, als diese, daß Sie mich in eine Grenadierkompagnie eintreten lassen. Der Marschall bewilligte diese Bitte sogleich und belohnte den jungen Soldaten mit einem Geschenke als Beweis seiner vorzüglichen Achtung.

75.

Der Streit mit dem Magen und den Füßen.

Der große Papst Sixtus V. ward da er zuerst

erst nach Rom kam, so arm, daß, nachdem er zuvor mit Mühe einige Almosen zusammengesammelt hatte, er bei einer öffentlichen Garküche stille hielt, um zu überlegen, ob er das gesammelte Geld zur Bezahlung einer Mahlzeit, oder zum Ankaufe von ein paar neuen Schuhen anwenden sollte. Ein römischer Krämer, der ihn so unentschlossen da stehen sahe, fragte ihn um die Ursache seines Nachdenkens. „Ich bin eben, sagte Sixtus, damit beschäftigt, einen Streit zwischen meinem hungrigen Magen und meinen nackten Füßen beizulegen.“

76.

Treffende Antwort.

Piron, ein bekannter schöner Geist in Frankreich, stand mit Voltaire nicht auf dem besten Fuße. Voltaire kam einst aus dem Schauspielhause, wo man eines seiner Stücke aufgeführt, aber so frostig aufgenommen hatte, daß man dem Dichter den Verdruß darüber deutlich ansehen konnte.

„Nun, Piron! sprach Voltaire, was denken denn Sie von dem heutigen Stücke?

„Ich

„Ich weiß wenigstens, antwortete Piron schalkhaft, was Sie davon denken.“ —

„Und was wäre denn dies?“ —

„Sie wünschen nämlich, mein lieber Herr von Voltaire, in diesem Augenblicke, daß ich das heutige Stück gemacht haben möchte.“

77.

Großmüthige Rache.

Einige schwedische Große, welche mit der Regierung Gustav's III. unzufrieden waren, zogen einen jungen Dichter in ihr Interesse, der mit viel Geist einen beissenden Witz verband. Der Unbesonnene schrieb nun mehrere sehr bittere Satyren auf den König. Gustav erhielt davon Nachricht, ließ sich diese Produkte bringen, las sie mit großer Aufmerksamkeit durch, und ließ sodann den Verfasser zu sich holen. Wie erschrack dieser, als er den Befehl des Königs erhielt. Er erschien unter Furcht und Zittern und befürchtete wenigstens ewige Gefangenschaft. „Mein Freund!“ redete ihn der König an, „Sie schreiben in der That recht gut — allein es fehlt Ihnen noch etwas Wesentliches — Brot! Ich mache sie hiermit zu meinem Bibliothekar; bei dieser

ser Stelle haben sie Muse genug übrig, ihre Talente noch ferner zu üben, ob ich gleich hoffe, daß sie es nicht mehr auf meine Unkosten thun werden.

78.

Geistesgegenwart.

In dem Feldzuge, welchen Prinz Eugen unternahm, schickte einst der Kommandant einer belagerten Festung, einen Trompeter mit dem Antrage an ihn: der Prinz möchte den Ort bezeichnen, wo er sein Quartier habe, der Kommandant werde aus Achtung für das schätzbare Leben eines so großen Mannes, keine Kugel dahin senden. — Der Prinz beantwortete dieses Kompliment folgendergestalt. „Ich danke dem Herrn Kommandanten für seine Güte, wünsche aber, daß er sich dadurch in seiner tapfern Vertheidigung nicht stören lasse, indem ich mich überall befinde, wo meine Gegenwart nöthig ist.“ Man kanonirte also fort. Eine Falkonetkugel flog in Eugen's Zelt und zerschmetterte dem Bedienten, der ihm eben den Bart abnahm, den Kopf. Schade um den ehrlichen Menschen! rief der Prinz. Laßt indeß einen andern kommen, der mich

mich vollends rasirt, ich will mich einige Schritte weiter rückwärts setzen! —

79.

Die nicht zu verstehende Antwort.

Der Baron Höpken, ehemaliger Präsident des Kammerkollegiums zu Stockholm, ein alter schlauer Staatsmann mußte einst einem fremden Minister in einer etwas kitzlichen Sache, auf dessen übergebenes Memorial, eine Antwort zustellen. Der fremde Minister nahm sie mit nach Hause, las sie aufmerksam durch, beschwerte sich aber, daß er sie nicht verstünde, ob er gleich 3 Tage darüber studiret habe. Wundern Sie sich darüber nicht, versetzte mit schlauem Lächeln der Baron Höpken — denn ich gestehe Ihnen, daß ich wohl 8 Tage darüber studirt habe, die Antwort so einzurichten, daß Sie sie nicht verstehen sollten.

80.

Die ausgepfiffenen Verse.

Zwei Brüder, von denen der eine ein mittelmäßiger Dichter, der andere aber ein eben so

mit-

mittelmäßiger Tonkünstler war, priesen gegen den bekannten französischen Dichter, Boileau, ihre Talente in Ausdrücken, welche ihm äußerst mißfielen. Boileau, ihres Geschwätzes müde, fragte endlich, welcher von ihnen Verse mache. Der Tonkünstler versetzte: Mein Bruder macht die Verse, und ich komponire sie — Und ich, setzte Boileau hinzu, ich pfeife sie aus.

81.

Der beschenkte Trommelschläger.

Der siebenjährige Erbprinz von X. fand ein besonderes Vergnügen am Trommeln. So oft er durch das Thor der Residenz fuhr, trat die Wache ins Gewehr, und das Spiel würde gerührt. Von allen Ehrenbezeugungen, die ihm erwiesen wurden, gefiel ihm diese am vorzüglichsten, und er machte jedesmal mit den Händen die Bewegungen des Tambours, unter einem lauten „trumm, trumm!" nach. Der Trommelschläger war ihm ein sehr wichtiger Mann, und er wartete nur auf eine Gelegenheit, sich für das Vergnügen, das er ihm so oft gemacht, erkenntlich zu beweisen.

Eines Tages fand er, ungeachtet der sorgfälti-

gen Aufsicht, Mittel, aus dem Schlosse zu entkommen. Er wanderte sogleich nach der nahen Hauptwache. Die Schildwache erkannte ihn, und rief: ins Gewehr! Der Prinz eilte unverzüglich zum Tambour und beschenkte ihn mit drei harten Thalern. Der wachthabende Offizier war erstaunt, den vornehmen kleinen Flüchtling hier allein zu sehen. Er nahm ihn sogleich in Empfang, und führte ihn in sein Zimmer. Von hier aus ließ er den Vorfall im Schlosse anzeigen, wo man nicht säumte, den Entflohenen zurückbringen zu lassen. Der Tambour hatte das erhaltene Geschenk dem Offizier eingehändigt, der es dem Oberhofmeister ausliefern zu müssen glaubte. Dieser schickte es indessen auf der Stelle mit der Erklärung zurück, daß das, was der Prinz einmal verschenkt hätte, nicht wieder zurückgenommen werden könnte.

82.

Die beweinte Feder.

Von dem berühmten Leo Allatius (er st. zu Rom als päbstlicher Bibliothekar 1666), erzählt man, daß er sich vierzig Jahre einer einzigen Feder zur Verfertigung seiner vielen Schriften bedient

bedient habe, und durch den Verlust derselben bis zu Thränen gerührt worden sey.

83.

Die beisende Frage.

Der Prinz Condé erfocht den glorreichen Sieg über die Spanier bey Rocroy (1643.) in einem Alter von 22 Jahren. Sein erworbner Ruhm reizte einen andern französischen General sehr zur Eifersucht, ob er gleich nicht den Schein davon bei dem Prinzen haben wollte. Dieser aber kannte seinen Mann schon. Als der Prinz über seinen Sieg bey Rocroy von dem General ein schmeichelhaftes Kompliment bekam, bediente sich dieser unter andern der Worte: Was werden nun die Neider ihres Ruhmes dazu sagen? Ich weiß es nicht, antwortete der Prinz; ich möchte Sie wohl darum fragen.

84.

Der Hofnarr des Fürsten Potemkin.

Unter der Rubrik Thorheit erzählt der Graf Segür in seiner moralisch-politischen Gallerie,

lerie, die seit Kurzem in Paris erscheint, von einer Art von Hofnarren, Namens Mosse, den der Fürst Potemkin hielt, und der sehr oft beissende Dinge sagte. Eines Tages spielte der Fürst Schach mit dem französischen Gesandten (vermuthlich dem Verfasser selbst) in Gegenwart mehrerer Offiziere und Hofleute. Er war eben damals unzufrieden mit der Politik des Versailler Kabinets, welches seinen Absichten hinderlich war. Er wollte, um sich einen Spaß zu machen, den französischen Gesandten in Verlegenheit setzen, rief den Narren Mosse herbei, und fragte: „was denkst du von den Pariser Neuigkeiten? die Reichsstände werden zusammen berufen. Was wird daraus entstehen? Sogleich perorirte und deklamirte Mosse eine Viertelstunde lang sehr geläufig mischte Begebenheiten und Jahrzahlen, Albingenser, Protestanten und Jansenisten unter einander, erzählte aber auch wahre Anekdoten, und kurz, entwarf ein grotesk satyrisches Gemälde vom französischen Hofe, der Geistlichkeit, den Parlamenten, dem Adel, dem Nationalcharakter, und schloß mit der merkwürdigen Prophezeihung eines allgemeinen Umsturzes und eines Wahnsinns, der ganz Europa ergreifen würde, wenn man nicht bei Zeiten an die Stelle der regierenden Narren so weise Männer sezte, als

er

er sei. Natürlich sahen alle Umstehenden den französischen Gesandten boshaft lächelnd an, und der Fürst lachte ins Fäustchen. Aber der Gesandte verlor den Kopf nicht. „Mein lieber Mosse, sagte er, du bist allerdings ein weiser Mann, bist aber seit 20 Jahren nicht in Frankreich gewesen, und irrst daher in Vielem. Hingegen möchte ich dich einmal über Rußland sprechen hören, welches du weit besser kennst als Frankreich; zum Exempel über den jetzigen Krieg gegen die Türken." Bei diesen Worten runzelte der Fürst die Stirn, und warf einen drohenden Blick auf den Narren, der sich aber gar nicht irre machen ließ, seinen Spruch sogleich anhub, nnd Rußland noch weniger schonte, als zuvor Frankreich. Er ging so weit, dem Fürsten ins Gesicht zu sagen: er wolle nur Krieg, weil er Langeweile habe, und weil er zu den 30 oder 40 Orden, mit denen er schon behangen sei, noch das große Band des Georgenordens hinzu zu fügen Lust habe. Da brach der französische Gesandte in ein lautes Gelächter aus, die Umstehenden verbissen das Lachen, und Fürst Potemkin warf wüthend den Tisch um, und das Schachspiel dem fliehenden Mosse an den Kopf. Indessen machte der französische Gesandte dem Fürsten die Bemerkung, daß sie beide noch grö-

ßere Narren seyn würden, als Mosse, wenn sie über seine Narrheit sich ärgerten, und der Abend wurde eben so froh beschlossen, als er angefangen hatte.

82.

Falschgerechnet.

Dem berühmten französischen Ritter Bertrand du Guesclin, (geb. 1320 gest. 1380) begegnete einmal bei der Stadt Bourdeaux ein armer Edelmann aus Bretagne zu Fuß, welchen der Ritter in seinem Feldzuge in Spanien hatte kennen gelernt. Auf die Frage: wo hinaus? antwortete Jener: ich glaubte, Ihr wäret noch gefangen, edler Herr! und tröstete mich damit, gefangen zu seyn, so lange Ihr uns nicht anführen könntet. Nun aber, da ich das Gegentheil sehe, beziehe ich mein Gefängniß mit Herzeleid. Ich war in Bretagne, um mein Lösegeld zu holen, da ich es aber nicht aufzubringen vermochte, muß ich nun wieder zu den Engländern.

„Und wie viel braucht ihr?" fragte der Ritter, „Hundert Franken," antwortete der Edelmann. — „Falsch gerechnet," fuhr der Held

fort:

fort; „ihr braucht noch 50 Franken zu einem guten Pferd, und eben so viel, euch gehörig auszurüsten.“

Der Ritter ließ ihm sogleich 200 Franken auszahlen und der Edelmann versprach mit gerührtem Dank, sich sobald als möglich, wieder unter seinen Fahnen einzufinden.

83.

Der menschenfreundliche Ritter.

Dieser Ritter besuchte einst den Herzog von Anjou, welcher eben mit der Belagerung von Tarascon beschäftigt war. Der Herzog freute sich außerordentlich, ihn zu sehen und rief ihm zu: willkommen tapfrer Bertrand, — der wieder so viele Lorbeern erfochten hat! — Bertrand antwortete: ich komme als ein armer Gefangner, die Freiheit in den Beuteln meiner Freunde zu suchen. Ob ich aber gleich noch keine Rüstung anlegen darf, so habe ich doch zwei Fäuste, um sie gegen Eure Feinde zu gebrauchen. Der Herzog tröstete ihn wegen der Bezahlung seines Lösegeldes und setzte hinzu: Eure Gegenwart ist mir lieber, als ein ganzes Heer. — Nachdem der Ritter die vornehmsten Offiziere

und Soldaten begrüßt hatte, nahm er einen Herold mit sich und ging mit ihm bis an die Schranken der Stadtthore. Hier ließ er den wachthabenden Offizier rufen und durch diesen den Kommandanten der Stadt Taraskon zu einer kurzen Unterredung einladen. Dieser erschien bald darauf in ansehnlicher Begleitung. Er ersuchte den Helden, in die Stadt zu kommen, wo man ihn nach Verdienst aufnehmen würde. Aber der Ritter bedankte sich und sagte: ich komme nicht als Feind zu euch; sondern als Freund. Ich habe daher keine Waffen bei mir. Meine Absicht ist blos, euch zu bitten, keinen hartnäckigen Widerstand zu thun, der euch ins Verderben stürzen wird. Benutzet vielmehr den Zeitpunkt, wo der Herzog noch zum Vergleich geneigt ist. Es wird nicht lange dauern, so erhält das Heer Verstärkung von 2000 Bretagnern, welche ihm mein Bruder Olivier, zuführt, und die vor Ungeduld brennen, Sturm zu laufen. Nur auf mein Bitten hat der Herzog den Sturm einen Tag aufgeschoben. Fasset ihr aber heute keinen Entschluß, so wird der Sturm morgen vor sich gehen und ihr der Wuth siegreicher Truppen ausgesetzt seyn. Dann lege ich mein Amt, als Vermittler, nieder und erscheine als Feind. Der Kommandant legte nun dem Ritter seine Gründe

de zur Vertheidigung der Stadt offenherzig vor und sagte zuletzt: nun, Herr Bertrand, sagt mir bei Eurer Ehre, was Ihr an meiner Stelle thun würdet. Der Ritter antwortete: Ihr befindet Euch, nach meiner Ueberzeugung in der Nothwendigkeit zu kapituliren.

Der Kommandant bat sich nun einen Tag Bedenkzeit aus und ließ die vornehmsten Bürger der Stadt zusammen kommen. Sie waren anfänglich getheilter Meinung, endlich aber vereinigten sie sich dahin, dem Herzog von Anjou die Schlüssel der Stadt zu übersenden. Es erschienen wirklich vier der angesehensten Bürger im Zelte des Herzogs, warfen sich vor ihm nieder und Einer nahm das Wort also: wir kommen, Euch die Schlüssel einer Stadt zu überreichen, welche erfreut ist, durch Eure Waffen Frankreich unterworfen zu werden. Wir überlassen uns gänzlich Eurer Gnade und hegen das Vertrauen, daß ihr uns verzeihen und milde behandeln werdet.

Der Herzog sahe die Abgeordneten unwillig an und antwortete ihnen nicht. Kaum bemerkte diese Stimmung des Herzogs der menschenfreundlichste aller Ritter: so legte er eine Fürbitte für die Bürger ein.

„Ich überlasse sie Euch, erwiederte der Her-

zog,

zog, macht mit ihnen, was Euch gut dünkt, da ihr ja ohnedies mehr Antheil an der Eroberung dieser Stadt habt, als ich. — Die Schlüssel wurden nun vom Herzoge freundlich angenommen. Man pflanzte die Fahne desselben aufs Hauptthor der Stadt und stellte Wache dabei. Bald darauf kam der Herzog selbst in die Stadt. Weiber und Kinder gingen ihm entgegen und baten, mit aufgelösten Haaren und auf die Kniee niederfallend, um Gnade. — Es ist alles vergeben, sprach der Herzog; aber wisset dies besonders dem Ritter Bertrand Dank, welcher nur immer will, daß man verzeihe.

84.

Geistesgegenwart.

Als der Herzog von Ossuna, Don Pietro Giron, nachmaliger Vicekönig von Neapel und Sicilien, im siebenten Jahre seines Alters, von seinem Großvater gefragt wurde: was für einen Lehrer er zu haben wünschte? antwortete er: wenn Sie mir einen Lehrer nach Ihrem Gefallen geben wollen, so will ich Jeden annehmen, der Ihnen beliebt; so fern er aber nach meinem

Gefallen seyn soll: dann verlange ich, daß er mich zugleich vergnügt, indem er mich unterrichtet. Der Prinz erhielt wirklich, was er wünschte. Ein munterer Spanier, Andreas Savone, wurde sein Lehrer; und der junge Giron lernte binnen zwei Jahren die lateinische Sprache ohne Grammatik und Lexikon, meist durch die Gespräche des Erasmus, welche in latein. Sprache geschrieben sind. Als er nicht lange darauf mit seinem Lehrer nach Spanien reisete, wurde er auch dem Könige Philipp II. vorgestellt. Dieser wollte den Prinzen auch lateinisch sprechen hören. Der Prinz redete mit vieler Fertigkeit, bis ihm der König andeutete, aufzuhören. Zugleich fragte er ihn, was er nun mit seinem Latein anzufangen gedächte? „Alles," versetzte der Prinz, mit großer Geistesgegenwart, „was Ew. Majestät mir zu befehlen geruhen wird!"

85.

Witzw. über Beaumarchais Drama: der beiden Freunde.

Der berühmte Beaumarchais schrieb im Jahr 1770 ein Drama, die beiden Freunde, dessen Haupthandlung sich um einen Bankerott

drehte.

drehte. Es gefiel aber gar nicht. Bei der ersten Vorstellung rief daher ein Spaßvogel ganz laut im Parterre: „Die Sache dreht sich um ein Fal=„liment, ich bin auch mit meinen zwanzig Sous*) darin."

86.

Beigelegter Zweikampf durch einen Königskuchen.

Zwei junge Leute in Paris hatten sich in einem Spielhause erzürnt, wo sie die ganze Nacht über gespielt hatten. Sie wollten ihren Zwist auf der Stelle durch einen Zweikampf ausmachen und verließen mit sogleich gewählten Secundanten das Spielhaus. Es war sechs Uhr Morgens. Keiner hatte Waffen, und noch war kein Laden, wo dergleichen feil geboten werden, geöffnet.

Während sie mit ihren Secundanten überlegten, was nun zu thun sey, kam eine Frau mit einem Korb voll Kuchen, den sie zum Kauf herum trug, ihnen entgegen. Einer der Duellanten rief ihr zu:

„Hat sie Königskuchen?"

Ja

---

*) Das Eintrittsgeld in's Theater.

Ja, mein Herr! ganz frische, und sie hielt ihnen den Korb hin.

Er kaufte einen und die Frau ging weiter.

Kaum war sie einige Schritte entfernt, so sagte er zu seinem Gegner:

„Mein Herr! jetzt können wir die Sache auf „das beste und kürzeste abmachen. Wir wollen „den Kuchen in zwei Hälften theilen; jeder von „uns nimmt eine Wer die Bohne in seinem „Stück findet, macht sich auf Ehre verbindlich, sich „von dem Andern morgen eine Kugel durch den „Kopf jagen zu laßen."

Topp! es gilt! — Wir wollen theilen.

Es geschah. Als aber beide Hälften des Kuchens sorgfältig durchsucht wurden, fand sich in keiner die Bohne. Man sah sich einige Minuten wechselsweise stumm an. — Endlich rief Einer aus: „wir wollen einen andern Kuchen kau„fen!" — Doch da schlugen sich die Secundanten ins Mittel und versicherten, daß Beide hierdurch hinlänglich Genugthuung hätten.

Man versöhnte sich, und ein fröhliches Frühstück trat an die Stelle des blutigen Zweikampfs.

87.

Tapferkeit und Humanität des Prinzen Ludwig Ferdinand v. Preußen.

Als am 6ten Januar 1793 die Stadt Hochheim von preußischen und hessischen Truppen genommen werden sollte, war das Hauptquatier des Königs von Preußen und sämmtlicher königlicher Prinzen zu Frankfurt am Main. Es war strenge geboten, vor den Letzteren den beabsichtigten Angriff geheim zu halten, und die Vorposten hatten den schärfsten Befehl, die jungen Prinzen nicht bis an die äussersten Schildwachen zu lassen, theils um nicht unnöthiger Weise ihr Leben auf's Spiel zu setzen, theils um unnützen Neckereien der Vorposten vorzubeugen. Der Prinz Ludwig Ferdinand, dem dies Vorhaben nicht entgangen war, fand Mittel, Tags vorher Frankfurt zu verlassen, und er erschien zwischen 6 und 7 Uhr Morgens, wo der Angriff geschehen sollte, auf dem Platze. Schon war der vorderste Trupp, aus dreißig Husaren bestehend, von dem überlegenen Feinde zurückgedrängt worden, als der Prinz unerwartet bei diesen tapfern Truppen eintraf, deren Abgott er schon lange gewesen war. Die Einwendungen des kommandirenden Husaren-

renoffiziers wurden durch den Befehl zum erneuerten Angriff, begleitet durch eine Verstärkung von Artillerie und hessischen Jägern unterbrochen. Mit dem Degen in der Hand eilte nun der Prinz den ihm jauchzend nachsprengenden Husaren voran, und zwang den fliehenden Feind, sich in größter Unordnung nach Hochheim zurückzuziehen.

Ein französischer Wachtmeister vom siebenten Regiment der Chasseurs à cheval, den der Prinz verfolgte, deckte seine Flucht durch ein rückwärts gehaltenes Pistol, und feuerte, als er nicht mehr fehlen zu können glaubte, dasselbe ab. Die Kugel traf glücklicherweise nicht, und der Franzose sank, als er den Säbelhieben der rechts auf ihn eindringenden Husaren durch eine Bewegung seines Körpers nach der linken Seite ausbeugen wollte, vom Pferde. Mit dem Ausruf: „Haut die Canaille nieder!" sprengten sogleich mehrere Husaren auf den Gefallenen zu. Allein Ludwig rief den Offizier schnell zu: „Retten „Sie den Menschen, er ist mein Gefangener, ich befehl' es Ihnen bei dem Verlust meiner Freundschaft, ja bei meiner Ungnade!" —

Sein Befehl ward befolgt und dem Franzosen das Leben erhalten.

88.

Verwechselung des Gesangbuchsprivilegium mit einem Gebet.

In der Kirche zu S * * * saß eine alte Frau, und betete sehr andächtig halb laut aus dem Gesangbuche. Da einem Nachbar von ihr einige Worte sonderbar auffielen, so horchte er aufmerksam auf das, was sie sprach. Hier vernahm er nun, unter andächtigen Seufzern, die Worte: „Wir Friedrich, von Gottes Gnaden König von Preußen, thun kund und fügen hiermit zu wissen ꝛc." und mit gen Himmel gehobenem Blick fuhr sie fort: „Nachdem unser Departement der geistlichen Geschäfte dem hiesigen Buchhändler August Mylius den Verlag des neuen Gesangbuchs für die Kur- und Neumark unter der Bedingung zugestanden hat." Hier hielt sie wieder inne und seufzte, und las nun das Privilegium bis zu den Worten: „Auf Sr. Königl. Majestät allergnädigsten Special-Befehl von Münchhausen."

Als sie das Buch zumachte, sagte der Horcher zu ihr: Aber, liebe Frau! wie kommt sie dazu, ein Privilegium für ein Gebet zu halten.

„Ich hab's nicht bemerkt, versetzte die Beterin: „ich dachte nur an meinen versoffenen Mann,

der

„der mir heute früh schon das Leben recht sauer „gemacht hat. Kann ich dafür? — Warum druckt man solch Zeug in's Gesangbuch?"

89.

Sarkastische Antwort einer Dame an den Minister v. Blacas.

Die Ausgewanderten, die von Ludwig XVIII. wieder Anstellungen erhielten, pflegten Jeden, ohne Ausnahme, zu fragen: welche Partei er im Jahr 1793 ergriffen hätte?

Eine Dame empfahl einst dem Minister von Blacas einen jungen Mann von einigen zwanzig Jahren zu einer kleinen Bedienung.

Was hat er während der Revolution gemacht? fragte der Minister.

„Eine Kleinigkeit in den Windeln," versetzte die Dame.

90.

Sinnreiche Antwort eines Persers, Georgien betreffend.

Die Perser wünschen nichts sehnlicher, als die Wiedereroberung Georgiens.

Als

Als man einem Perser vorstellte, daß dadurch dem Reiche kein wesentlicher Nutzen erwachsen würde, griff er an seinen Bart und antwortete: „Auch dieser ist von keinem Nutzen, aber er „ist eine Zierde.“

91.

Johnson's bittre Aeußerung über den Schauspieldichter Joseph Reed.

Die Tragödie Dido, von Joseph Reed, machte zu ihrer Zeit in London viel Aufsehn; die Stimmen darüber waren jedoch stets getheilt.

In einer zahlreichen Gesellschaft fragte der damals allgemein bewunderte Schauspieler Henderson den Doktor Samuel Johnsohn um seine Meinung über dieses Stück.

„Ach!“ antwortete Johnsohn: „ich habe „dem Mann nie etwas zu leide gethan, und doch „stellen Sie sich vor, wollte er mir seine Tragödie vorlesen.

92.

Satyrischer Titel einer ascetischen Schrift.

Ein Buchhändler, der durch auffallende Titel seiner Verlagsartikel Käufer anzulocken suchte, wollte eine ascetische Monatsschrift herausgeben.

Er fragte einen Gelehrten um Rath über einen solchen Titel, zeigte ihm mehrere, gegen die er aber zu erinnern hatte, daß sie zu wenig Aufmerksamkeit erregen möchten.

„Geben Sie ihr den Titel: Geistliche Rib„benstöße zur Erweckung schlafender „Sünder," versetzte der Gelehrte: statt 1. 2. „3tes Heft, setzen Sie, 1. 2. 3ter Stoß; drei „Stöße machen dann eine Tracht Prügel."

93.

Witzwort des Marschalls v. Noailles über den Generalpächter.

Ludwig XV. von Frankreich sagte einst zu dem Marschall von Noailles, als dieser sich einige bittere Bemerkungen über den Generalpächter erlaubt hatte:

Man mag sagen, was man will, sie halten doch den Staat;

Ja,

„Ja, Sire," versetzte der Marschall: „wie „der Strick den Gehenkten."

94.

Wie Oberst Lochmann ein wildes Schwein einsperrte.

Der Oberst Johann Heinrich Lochmann von Zürich, welchen der König von Frankreich, Ludwig XIV., im Jahr 1656 zur Belohnung für seine Kriegesdienste in den Adelstand erhob, verband mit großer Tapferkeit eine auffallende Originalität und eine nicht aus der Fassung zu bringende Kaltblütigkeit.

Eines Tages hatte er den König auf die Jagd begleitet.

Herr Oberst, sagte dieser zu ihm: Sie sind, wie ich wohl weiß, nie vor dem Feinde gewichen; ich zweifle jedoch, ob Sie vor einem wilden Schweine Stand halten würden.

„Stellen mich Ew. Majestät auf die Probe, versetzte Lochmann.

Gut, das soll geschehen! sagte Ludwig, und es wurde dem Obersten sein Posten vor einer verlassenen Kapelle am Ausgange eines großen Waldes angewiesen. Die Jäger erhielten Befehl,

das

das erste wilde Schwein, welches aufgebracht würde, nach dieser Gegend hinzutreiben. Dies geschah. Nicht lange darauf erschien der König mit seinem Gefolge.

Herr Oberst, rief er, haben Sie das wilde Schwein gesehen?

„O ja, Ew. Majestät!“

Wo ist es denn hingekommen?

„Ich hab' es, bis Ew. Majestät kommen „würden, in den Stall gebracht.“

Der König wußte nicht, was er aus dieser Antwort machen sollte, aber das wilde Schwein befand sich wirklich in der Kapelle. Lochmann hatte an der Thür gestanden, als er das wilde Schwein, mit seinen Hauern, den Boden zerwühlend, auf sich zukommen sah; er öffnete die Thür, zog sich ein wenig auf die Seite, ließ das Thier welches blindlings vorwärts lief, in die Kapelle eindringen und schloß die Thür dann schnell wieder hinter ihm zu.

Dieser kecke und sonderbare Streich belustigte den König sehr.

95.

Sechs Epigramme des Dichters H.. auf eine geistreiche Dame.

Eine geistreiche und liebenswürdige junge Dame befand sich in einer Gesellschaft, als der Dichter H . . ., vorzüglich als Epigrammatist bekannt, gemeldet wurde. Bei Nennuug dieses Namens flüchtete sie sich in ein Nebenzimmer.

Der Dichter erschien und fragte nach der Dame, die er noch nie gesehen hatte und in dieser Gesellschaft kennen zu lernen hoffte. Sie wurde aus ihrem Schlupfwinkel hervor genöthigt, und von dem Dichter über ihre Flucht zur Rede gestellt.

„Wer sollte nicht vor einem Manne fliehen," erwiederte sie: „der Epigramme aus dem Aermel schüttelt."

Eine andere Dame bemerkte, daß dies ein sehr passendes Epigramm auf den Dichter selbst sey. Dieser, um sich zu rechtfertigen, sandte, als er kaum nach Hause zurückgekehrt war, der jungen Dame folgende sechs Sinngedichte zu.

1.

Leicht schrieb' ich, stündest Du vor mir,
Aus Deinen Blicken Epigramme nieder,

Allein

Allein nicht Epigramme wider —
O nein! ich ahn's, für Dich.

2.

Jeder huldigt Dir.
Nicht aus Furcht vor mir,
Lotte, nein! Du fliehst bescheiden,
Madrigale zu vermeiden.

3.

Erfänd' ich ein Epigramm auf Dich,
So träfe der Tadel wie — wen? — nur mich.

4.

Du verdienst des Spottes Pfeile nicht.
Bleib! Ich aber weile nicht.
H . . ., der Eh'mann, muß den Pfeilen
Deines Aug's enteilen.

5.

Ein Sinngedicht auf Lotten, — ich?
Wie könnte solch ein Frevel mich gelüsten?
Ließ alle Sammlungen der Epigrammatisten,
Du fändest kein's, ein Momus kein's auf Dich.

6.

Vertraue nicht dem neidischen Gerücht;
Es zeigte gern mich Dir im falschen Lichte,
Auf Welterob'rer schrieb' ich Sinngedichte,
Auf Herzeroberinnen nicht.

96.

Edelmuth des Marschalls v. Biron gegen einen invaliden Offizier.

Ein Ludwigsritter befand sich in Paris im Parterre des Opernhauses, während einer Vorstellung, mit einer schwarzen Sammtmütze auf dem Kopfe. Ein wachthabender Sergeant der Garde machte ihm bemerklich, daß, zu Folge einer allgemeinen polizeilichen Anordnung, in dem Opernhause sich niemand mit bedecktem Haupte zeigen dürfe. Der Offizier erwiederte: Bei dem besten Willen von seiner Seite könne er dieser Anordnung nicht nachkommen, er hätte eine Kopfwunde, die immer bedeckt seyn müsse.

Der Sergeant bat den Offizier nun, er möchte wenigstens so lange sich in einen Winkel setzen, wo er nicht Jedermann in die Augen fiele, bis er darüber weitere Verhaltungsbefehle von dem Marschall von Biron eingeholt habe, der gerade auch im Theater war.

Als der Sergeant dem Marschall den Vorfall rapportirt hatte, sagte dieser:

„Ich werde keine Ausnahme von der Regel „machen, bittet aber den braven Krieger, daß „er in meiner Loge einen Platz einnehme, da wird

„er bequemer seyn und ich werd' ihn mit Ver-
„gnügen erwarten."

Der Ludwigsritter folgte gern dieser Einladung und der Marschall empfing ihn sehr gütig, wobei er unter andern äußerte: es würde sehr ungerecht seyn, wenn er durch eine ehrenvolle Wunde, die er im Dienste des Königs erhalten, nun des Vergnügens beraubt seyn sollte, den Schauspielen in Paris beiwohnen zu dürfen; deshalb solle er ihm in seiner Loge jedesmal willkommen seyn.

Er lud den Offizier für den folgenden Tag zum Mittagessen ein, uud da er von diesem erfuhr, daß er deßhalb nach Paris gekommen, um von dem Könige eine Pension zu erbitten, so versprach er ihm, sich für ihn auf das kräftigste zu verwenden.

„Ich zweifle auch nicht," fügte er hinzu:
„daß Sie Ihren Zweck erreichen werden, und
„da Sie wenigstens eine Pension von 2000 Fran-
„ken jährlich erhalten müssen, so bitt' ich Sie, mir
„zu erlauben, daß ich Ihnen das erste Jahr
„vorschießen darf.

97.

Drolliger Zorn eines Streitsüchtigen.

Ein lebhafter, hitziger Kopf aß mit einem seiner Freunde, der ihm nie widersprach, um ihn nicht zum Zank zu reizen.

Jener konnte diese Ruhe nicht länger ertragen, und brach endlich in die Worte aus:

„Zum Teufel, so widersprich mir doch nur Einmal, damit ich weiß, daß wir unser Zwei hier sind.“

98.

Sonderbare Ehe zwischen Einem von der Familie Scott und Einer von der Familie Murray.

Die bekannten Familien Scott und Murray in Großbritanien lebten bis zum siebzehnten Jahrhundert in offner Fehde. Ein sonderbarer Umstand veranlaßte eine Verbindung beider Familien. Wiliam Scott wurde von Gideon Murray gefangen, auf sein Schloß gebracht und sollte hängen. Murray's Gattin machte ihrem Manne den Vorschlag: „Der

Gefang.

„Gefang'ne ist hübsch, und Du hast drei häßliche „Töchter. Biet' ihm eine zur Frau an."

Das läßt sich hören! sagte Murray: er soll Agnes mit dem Wurstmaul zur Frau nehmen.

Als dem Gefang'nen dieser Antrag gemacht wurde, zog er den Galgen vor; als er aber schon mit dem Strick um den Hals unter demselben stand, um aufgeknüpft zu werden, entschloß er sich, die wurstmäulige Dirne (mickle mouth Meg) zu ehelichen. Die Geschichte meldet, daß Beide sehr glücklich mit einander gelebt haben.

Hier traf also das Sprichwort nicht ein: die Ehen werden im Himmel geschlossen. Diese kam unter dem Galgen zu Stande und, wenn den Geschichtschreibern Glauben beizumessen ist, so scheint der Himmel mehr Antheil daran gehabt zu haben, als an vielen andern, von denen die Hochzeitgedichte versichern, daß sie unmittelbar unter dem Schutz der himmlischen Mächte geschlossen worden sind.

99.

Alberne Anordnung um die Einheit des Orts in dem Schauspiele Proserpina zu beobachten.

Um die nöthige Einheit des Orts in einem Schauspiele, Proserpina, nicht zu verlieren, ließ Clement das Theater in drei Stücke theilen. Unten war die Hölle, in der Mitte Sicilien und oben der Olymp.

100.

Spott über die Erhebung eines Lieferanten in den Adelstand.

Ein im Kriege steinreich gewordener Lieferant wollte nun seine Schätze mit rechtem Glanz genießen. Er suchte daher die Erhebung in den Adelstand nach. Seine schwelgerischen Diné's und Soupés, und seine zu rechter Zeit und am rechten Orte angebrachten Geschenke hatten ihm viele Gönner verschafft, so daß sein Gesuch bei dem Landesherrn kräftig unterstützt wurde.

Nur Einer von den Umgebungen des Landesherrn war einer entgegengesetzten Meinung; er

sah

sah aber wohl ein, daß ein unmittelbarer Widerspruch wenig fruchten würde. Als daher die Rede auf die Erhebung des Lieferanten in den Adelstand kam, sagte er:

„Ich glaube, daß er wohl eben so viel Ansprüche zu dieser Auszeichnung hat, wie viele „Andere. Es kömmt nur auf ein schickliches „Wappen für ihn an, und ich schlage dazu einen goldnen Blutigel im rothen Schilde vor.

Der Landesherr, das Beißende dieses Vorschlags fühlend, verwarf nun das Gesuch des Lieferanten, und er erhielt einen abschlägigen Bescheid.

101.

Sarkastische Replik des Bildhauers Machi auf eine Frage Berninis.

Der Ritter Bernini wurde allgemein beschuldigt, daß er bei dem Bau der St. Peterskirche zu Rom an der Kuppel ein Versehen gemacht habe, wodurch in solcher ein Riß entstanden sey.

Der Bildhauer Machi hatte einige Bildsäulen für die Kirche verfertigt, welche in Gegen-

genwart des Pabstes und mehrerer der vornehmsten Römer darin aufgestellt werden sollten. Unter solchen befand sich auch die heilige Veronika. Der Künstler hatte sie in einem sehr leichten Gewande und ihr Schnupftuch fast flatternd dargestellt.

Bernini war auch bei der Aufstellung dieser Statuen zugegen, und als die heilige Veronika ihren Platz erhielt, fragte er den Bildhauer spöttisch:

Wo in aller Welt mag wohl der Wind herkommen, der das Schnupftuch so sehr bewegen kann?

„Aus dem Riß in der Kuppel," versetzte Machi trocken.

102.

Wortspiel über Geisterbeschwörungen.

Ein Mann, der bei seinen Bekannten in großer Achtung stand, versicherte sie einst, daß er im Stande sey, die Geister der Verstorbenen hervor zu rufen.

Da sie hierauf sehr begierig wurden, von dieser Kunst eine Probe zu sehen, so lud er sie

auf

auf den künftigen Abend zu sich. Sie erschienen. Er führte sie in ein dunkles Zimmer, und sprach: „Daß ich im Stande bin, die Geister zu rufen, „darüber meine Herren, werden Sie wohl kei„nen Beweis fordern; denn das können Sie auch, „und das kann Jedermann, und es braucht kei„nes andern Beweises, als daß ich in Ihrer Ge„genwart wirklich rufe. Allein, wenn Sie den „Erscheinungen selbst beiwohnen wollen, so müs„sen Sie schon so lange warten, bis ich meiner „Kunst auch noch die zweite hinzufüge, zu machen, „daß die Geister auch kommen, wenn ich rufe."

103.

Newtons Bedauern, daß er ein Hagestolz geblieben.

Newton war nie verheirathet. Kurz vor seinem Tode sagte er auf seinen Krankenlager mit Lächeln:

„Es thut mir doch recht leid, daß ich auch nicht einen Augenblick Zeit gehabt habe, das „weibliche Geschlecht kennen zu lernen."

Was würde er wohl, im umgekehrten Falle auf seinem Sterbbette gesagt haben?

104.

Aeußerung des Herzogs v. Braunschweig über den Schädel von Wurmser.

Bei des Doktors Gall Vorlesungen über die Organenlehre in Braunschweig, war der verstorbene Herzog von Braunschweig fast immer sein Zuhörer.

Als der Herzog in einer Vorlesung einst einen Schädel nach dem andern in die Hände nahm, fiel ihm einer darunter, wegen seines außerordentlich starken Organ's des Raufsinnes, besonders auf.

„Ew. Durchlaucht ahnen wohl nicht, welchen „Todtenkopf Sie in den Händen halten," sagte Gall: „ohnerachtet Sie ihn einst recht gut gekannt haben."

Der Herzog stutzte.

„Es ist der Schädel eines Mannes, der Ih„nen am Rhein viel zu schaffen gemacht hat. — „Er ist der Schädel des Generals Wurmser. —"

„Alter Bekannter!" rief der Herzog aus: „hätte ich dich doch bei Weissenburg so „ruhig und gehorsam gefunden, wie „jetzt."

Ein

105.

Ein Trunkener, der seine Wohnung sucht.

L . . . wollte von einem festlichen Gelage um Mitternacht nach seiner Wohnung zurückkehren. Man hatte wacker gezecht, und als er in die freie Luft kam, verspürte er erst die volle Wirkung des zu reichlich genoßenen Weins. Er taumelte einige Schritte fort, aber da sich alles um ihn in einem Kreis zu drehen schien, so blieb er stehen, zog seinen Hausschlüssel aus der Tasche und drehte ihn unaufhörlich in der Hand herum.

Der Nachtwächter kam bei ihm vorbei und da er ihn, wie einen Geisterbeschwörer, in der Mitternachtsstunde im hellen Mondenschein den Schlüssel drehen sah, so wunderte er sich nicht wenig darüber. Nach dem ersten Schreck faßte er aber doch Muth, schlug drei Kreuze vor seine Brust, stieß dann trotzig sein Spieß auf das Steinpflaster und fragte mit barscher Stimme:

Was machen Sie da? Herr!

„Freundchen!" lallte L . . .: „die ganze „Straße geht in der Runde, und ich warte hier, „bis mein Haus kommt, um die Thüre aufzu„schließen."

106.

Spott des Grafen v. Lauraguais über den Prinzen v. Henin.

Als der Graf von Lauraguais von seinem Exil zurück kam, wo er sich sehr ruhig verhalten und in Paris fast vergessen war, schrieb er gleich Nachstehendes an die dortige medizinische Fakultät:

„Die Herren von der medizinischen Fakultät „werden gebeten, umständlich Ihre Meinung zu „geben, über den Einfluß, den die Langeweile „auf den menschlichen Körper hat, über ihre „Folgen, und ob sie der Gesundheit schädlich wer„den könne?"

Die Fakultät antwortete hierauf: daß die Langeweile die Verdauung störe, den Umlauf des Bluts verhindere, Vapeurs verursache und dergleichen mehr, und in die Länge Schwindsucht und Tod bringe.

Mit diesem Gutachten versehen ging der Graf von Lauraguais nun zu einen Polizeikommißair und zwang ihn, auf den Grund dieses glaubwürdigen Beweises, eine Klage wider den Prinzen von Henin anzunehmen, daß er der Mörder der galanten Schauspielerin Sophie

Ar-

Arnould sey, weil er seit fünf Monaten unzertrennlich mit ihr gelebt habe.

107.

Freimüthige Erklärung des Kanzlers l'Hopital gegen den Connetable von Montmorency.

Der Kanzler de l'Hopital wohnte dem sogenannten Kriegesrath bei, in welchem man schon die Absicht hatte, alle Protestanten in Frankreich ermorden zu lassen; eine Gräuelthat, die demnächst auch in der St. Bartholomäus-Nacht 1572. verübt wurde. l'Hopital war der Einzige, der in dieser Versammlung die blutigen Maaßregeln gegen die Protestanten damals noch hinderte.

Der Connetable von Montmorency machte einige Tage darauf dem Kanzler, mit vielem Stolz, harte Vorwürfe über seinen Widerspruch und setzte hinzu: es sey ganz unschicklich, daß ein Mann, der nur eine Civilstelle bekleide, sich in Militairangelegenheiten mische.

„Mein Herr!“ versetzte l'Hopital mit Würde: „wir Civilisten haben etwas anders und bes-

„besseres zu thun, als Truppen zu drillen und „anzuführen; aber wir verstehen es, zu beurthei„len, wann und wie man sich ihrer zum Besten „des Staats bedienen soll.“

108.

Naive Frage über die Darstellung des Stücks: der Hund des Aubri.

In * * * wurde das Stück: Der Hund des Aubri de Mont-Didier, oder der Wald bey Bondy, angekündigt.

Ein junges Mädchen fragte den Schauspieldirektor H . . . sehr naiv:

„Um Verzeihung, wer von ihrer Gesellschaft „spielt den Hund?“

109.

Hermann Conring und der Kutscher.

Der gelehrte Hermann Conring, (der seiner Braut die Wahl ließ, ob er sie als Doktor der

der Gottesgelahrtheit, der Rechtswissenschaft, oder der Arzneikunde, zum Altar führen solle) ward einst zu einem kranken Edelmann auf's Land berufen, und ein vierspänniger Reisewagen, der ihm von dem Patienten zugeschickt wurde, kam vor seine Thür.

Das kleine bucklige Männchen — denn so übel war der berühmte Vielwisser gestaltet — schlüpfte hurtig hinein, und wunderte sich fünf Minuten lang höchlich, daß sich das Fuhrwerk nicht von der Stelle bewege.

Nun, woran fehlt's? rief er endlich mit feiner Stimme aus dem Wagen heraus.

„Woran soll's fehlen?" brummte der Kutscher: „An dem Herrn fehlt's, den ich abho„len soll."

Was will er denn? versetzte Conring: Ich sitze ja längst im Wagen.

„Ei, der tausend!" rief der Kutscher: „Er ist „also der Herr, auf den ich warte? — Nun, „bei meiner Treu! Seinetwegen wär's nicht nö„thig gewesen, meine vier Hengste anzuspannen; „Ihn hätt' ich auf den Armen forttragen können."

110.

Sophisterei eines den Trunk Liebenden.

Ein praktischer Anti-Hufeland, ein leidenschaftlicher Liebhaber des Brantweins und der Liqueure mußte täglich in seinen Geschäften mehrmals vor einem durch ein anlockendes Schild ausgezeichneten Branntweinsladen vorübergehen. Nie konnte er der Versuchung widerstehen, dort einzusprechen, und seine Trinklust zu befriedigen.

Er merkte endlich selbst, daß diese häufigen Besuche sowohl seinem Beutel als seiner Gesundheit nachtheilig wären; er faßte deshalb den heldenmüthigen Entschluß, sich zu besiegen und vor dem Branntweinsladen festen Schrittes vorüberzuschreiten. Doch, trotz dieses guten Vorsatzes, zog ihn der Anblick des Schildes stets mit magischer Gewalt in den Zauberkreis der Branntwein- und Liqueur-Fäßer und Flaschen.

Um seinen löblichen Entschluß desto sicherer zur Ausführung zu bringen, vermied er jetzt sorgfältig die Straße, in welcher der verführerische Branntweinsladen war, und machte einen großen Umweg, wenn seine Geschäfte ihn in die Gegend desselben riefen.

Einige Tage waren so verstrichen und er hatte

te wirklich, zu seinem eigenen Erstaunen, sich des Genusses seines Lieblingsgetränkes enthalten.

Jetzt, dachte er, wirst du wohl den weiten Umweg ersparen und es ohne Gefahr wagen können, vor dem gefährlichen Laden vorbeizugehen.

Gedacht, gethan! Mit trotzigen Schritten ging er in die Straße, sah das Schild mit starren Augen an, schüttelte den Kopf, und eilte der gefahrvollen Charybdis vorüber.

An der Ecke blieb er stehen, blickte noch einmal zurück und sagte dann selbstgefällig:

„Warum geth's denn nun?"

Und nach einer Pause:

„Weil du so standhaft gewesen, so hast du „wohl einen Schluck Branntwein zur Belohnung „verdient."

Mit beflügelter Eile kehrte er nach dem Laden zurück und ließ sich ein Glas Liqueur reichen.

III.

Trifriger Grund, die Stelle eines Sekundanten bei einem Zweikampf abzulehnen.

Seyn Sie mein Sekundant, sagte der Marquis von H . . . zu dem Chevalier von N. . ., einem Spieler von Profession, der den Tag zuvor von dem Baron von S . . . zweihundert Louisd'or gewonnen hatte.

„Gehorsamer Diener," versetzte der Chevalier: „dafür muß ich sehr danken. Ich würde „mich sehr schlecht dabei benehmen, wenden Sie „sich aber an den Baron von S . . ., der hat „keinen rothen Heller in der Tasche, der wird so „desperat seyn, als der Teufel."

112,

Zur Charakteristik der Perser.

Vor mehrern Jahren fand sich der englische Lieutenant Lindsay von der Armee von Madras in Persien ein, um die persischen Truppen nach europäischer Weise einzuüben, womit früher schon Offiziere von Buonaparte's Armee den Anfang gemacht hatten.

Ge=

Gewöhnt an ihre alte Kampfmethode, nach welcher jeder einzelne Mann erst für seine eigene Sicherheit sorgt, bevor er darauf denkt, seinen Feind zu tödten, äußerte sich ein Perser über die britische Art Krieg zu führen, sehr naiv:

„Wäre nur nicht vom Sterben die Rede, wie „ruhmvoll würden dann wir Perser fechten!"

113.

Replik eines Soldaten mit vielen Narben gegen einer Dame.

Ein Soldat, der mehrere Narben im Gesicht hatte, erregte dadurch das Mitleid einer Dame so sehr, daß sie ausrief:

Ach! es ist doch schrecklich, so entstellt zu seyn!

„O, das thut weiter nichts," antwortete der Soldat: „da ist immer noch Platz zu noch einmal so viel Hieben."

114.

Rangstreit zwischen einem adelichen Vater und dessen Sohn.

Zwei Edelleute, Vater und Sohn, waren Räthe bei verschiedenen Landeskollegien. Einst traf es sich, daß Beide zu einer Kommission ernannt wurden, und es entstand deshalb ein Rangstreit.

Ein Freund des Sohnes machte diesem deshalb Vorwürfe und suchte ihm zu bedeuten, daß der Sohn stets dem Vater nachstehen müsse.

„Ei, Possen!" versetzte dieser; „Der adeliche „Sohn sollte seinem Vater stets vorgehen, denn „er hat doch einen Ahnen mehr."

115.

Chatterton's Aeußerung kurz vor seinem Selbstmorde.

Chatterton, der geistvolle Dichter, der schon von Natur einen Hang zur Schwermuth hatte, die noch durch seine Verhängnisse — denn selten wird Talent und Genie gehörig anerkannt und belohnt — vermehrt wurde, ging einst auf den Pancrazkirchhof und las die Inschriften auf

den

den Grabmälern. In Gedanken vertieft, stürzte er, bei'm Rückwege, in ein offenes Grab.

Zufällig kam ein Bekannter des Weges, sah Chatterton in der Grube und half ihn wieder heraus. Scherzhaft sagte er zu dem Dichter:

„Ich halt' es für ein seltenes Glück, daß ich „bei der Auferstehung eines Genies gewesen bin."

Chatterton lächelte, faßte seinen Freund am Arm und erwiederte:

„Freund! ich fühle schon die Schmerzen einer „baldigen Auflösung. — Ich liege seit einiger Zeit „mit dem Tode im Streit und finde, daß er nicht „so leicht überwunden werden kann, als ich mir „einbildete. Wir können einen Zufluchtsort vor „allen andern Gläubigern finden, nur vor die„sem nicht."

Sein Freund suchte ihn von diesen schwermüthigen Ideen auf heitere zu bringen; aber drei Tage darauf machte der unglückliche Jüngling durch Gift seinem Leben ein Ende.

116.

Naive Aeußerung eines Lohnkutschers gegen Marmontel.

Marmontel's kleine Operette die Guirlande fand wenig Beifall. Eines Abends, als dies Stück eben gegeben wurde, fuhr Marmontel in einer Lohnkutsche aus. Nicht weit von dem Schauspielhause brach etwas an dem Wagen. Er rief dem Kutscher zu: er möchte nicht bei dem Schauspielhause vorbeifahren, denn dort, könnte bei dem Zudrang der Wagen, leicht der Schaden noch größer werden.

„O, seyn Sie unbesorgt," versetzte der Kutscher: „dort ist heute nichts zu befürchten, man „giebt die Guirlande."

117.

Wortspiel Linguets über den Minister Calonne.

Als Linguet erfuhr, daß der Betthimmel des Ministers von Calonne mitten in der Nacht herab gestürzt sey und den Staatsmann sehr unsanft aufgeweckt habe, rief er mit Enthusiasmus aus: „gerechter Himmel!"

Scharf-

118.

Scharfsinniges Urtheil einer Dame über die Schicksalsstücke.

In einer Gesellschaft geistreicher Männer und Frauen zu B * * * kam, bei Gelegenheit der Aufführung der Ahnfrau von Grillparzer, das Gespräch auf die Darstellung dieser Tragödie, von solcher auf das Stück selbst und überhaupt auf die jetzt so beliebten und bewunderten Schicksalsstücke.

Die Meinungen waren darüber sehr getheilt; Einige vertheidigten die darin zum Grunde liegende Idee eines schonungslosen Schicksals als ächt dichterisch, Andere verwarfen sie, als im Widerspruch mit den Begriffen der Vernunft und Religiösität. Welcher Meinung sind Sie? fragte der Professor L . . eine geistreiche Dame.

„Ich maße mir kein Urtheil in einem Streite an, worüber so viele gelehrte geistvolle Männer sich nicht vereinigen können. Sie wissen aber, daß ich eine große Verehrerin von Göthe bin, und deßhalb trete ich ganz seiner Meinung bei.“

Ich wüßte doch nicht, daß er sich darüber erklärt hätte?

„O,

„O, allerdings! — Ich erinnere mich noch „sehr genau einer herrlichen Stelle aus seinen „Schriften. Sehr wahr und schön sagt er:

„— Die Götter rächen
„Der Väter Missethat nicht an den Sohn;
„Ein jeglicher, gut oder böse, nimmt
„Sich seinen Lohn mit seiner That hinweg.
„Es erbt der Eltern Seegen, nicht ihr Fluch."

119.

Witziger Spott eines Matrosen über ein Paar reiche Gecken.

Bei der Geburt des Kronprinzen von Schweden (nachmahligem König Gustav IV.) gab der schwedische Gesandte zu Kopenhagen, Baron von Sprengporten, dem dortigen Volke einen gebratenen Ochsen zum Besten. Dieser wurde zur Schau herumgefahren.

Ein Paar reiche junge Gecken hatten sich eine Kutsche gemiethet, um den Aufzug recht mit Gemächlichkeit mit anzusehen und vorzüglich die hübschen Frauenzimmergesichter zu mustern, die neugierig aus allen Fenstern schauten, vor welchen der Ochse vorbei gebracht wurde.

Die Kutsche fuhr dicht hinter dem Ochsen und mußte wegen des Menschengewühls, oft halten. Bei einer solchen Stockung des Zuges sprang ein Matrose auf den Kutschentritt, sah den beiden jungen Leuten starr in's Gesicht und fragte sie trocken:

„Sagt mir doch, wie nahe seyd Ihr mit „dem Verstorbenen verwandt, da Ihr das erste „Trauerpaar macht?"

120.

Pirons Genügsamkeit.

Voltaire und Lamotte riethen Piron: er sollte sich von den Schaubühnen mehr für seine Theaterstücke bezahlen lassen. — Er machte dawider viele Einwendungen.

Aber, Sie sind nicht reich, Piron, sagte Voltaire.

Es ist wahr," versetzte Piron: „allein das „kümmert mich nicht; es ist so gut, als wenn „ich's wäre."

121.

Des Marschalls v. Montmorency Aeußerung auf dem Sterbebette.

Anne von Montmorency, Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherren des sechszehnten Jahrhunderts, wurde in der Schlacht bei St. Denys tödtlich verwundet.

Ein Franziskaner eilte mit seinem Zuspruch herbei, aber Montmorency sagte in einem ruhigen und ernsten Tone zu ihm:

„Glaubst Du, mein Freund, daß Einer der „fast achtzig Jahre mit Ehren gelebt, nicht ge„lernt hat, eine Viertelstunde zu sterben?“

122.

Sarkasmen über zwei Gefräßige.

Herr von P . . . hatte bei einem Mittagsmahl, wozu er geladen worden, seinen Sitz zwischen zwei gewaltigen Fressern erhalten.

Die Gierigkeit, mit der seine Nachbarn rechts und links alle ihnen vorgelegten Speisen verzehrten, benahm ihm alle Eßlust und er berührte kaum die ihm dargereichten Schüsseln.

Mein

Mein Gott, sagte endlich der Wirth, der dies bemerkte: Sind Sie nicht wohl, Sie essen ja gar nicht?

„Wundern Sie sich nicht darüber," versetzte der Befragte: „ich bin hier zwischen der Scilla „und der Charybdis, und beständig in Gefahr, „selbst verschlungen zu werden; da vergeht einem „wohl der Appetit."

123.

Montesquieus witzige Replik auf eine bittere Frage von Voltaire.

Voltaire ließ einst in seinem Lustschlosse sein Stück: die Waise von China aufführen.

Montesquieu befand sich unter den Zuschauern.

Mitten unter der Vorstellung war er fest eingeschlafen.

Voltaire, den dies verdroß, warf ihn seinen Huth von dem Kopf und sagte: Ihr glaubt wohl, in der Audienz zu seyn.

„Das nicht," versetzte Montesquieu, in-

dem

dem er sich schnell ermunterte: „aber wohl in „einer Predigt."

124.

Lächerliche Aeußerung von der Kanzel über Schauspielergesellschaften.

Als der verstorbene Schauspieldirektor Döbbelin mit seiner Truppe in Magdeburg spielte, und das Schauspielhaus täglich sehr besucht wurde, ereiferte sich darüber ein dortiger Geistlicher gar sehr.

Er hielt sogar eine Strafpredigt wider diese Schauspielergesellschaft und schloß solche mit den Worten:

„Selig sind, die da jähnen und schlafen im „Theater, dem Hause Satans, und beten und „wachen in der Kirche, dem Hause Gottes."

125.

Witzwort über eine alte geschminkte Kokette.

Warum mag sich das alte Fräulein von P . . . immer noch schminken? fragte jemand in

in einer Gesellschaft: Eroberungen wird sie doch gewiß nicht mehr machen!

„Das wohl nicht,“ antwortete der witzige Professor K . . .: „sie führt aber noch immer „Rosen und Lilien auf ihren Wangen, wie „Großbrittannien die französischen Lilien in sei„nem Wappen, um ihre Ansprüche nicht aufzu„geben.“

126.

Naive Aeußerung eines Gesandten des Pascha von Egypten in Madrid über die Hofdamen.

Der Pasche von Egypten sandte im Jahr 1819 einen außerordentlichen Gesandten an den spanischen Hof. Als dieser die Hofdamen der Königin von Spanien sah, äußerte er sehr naiv: „Das Serail des Königs ist gerade nicht die „glänzendste Seite seines Hofes.“

127.

Impromtü auf eine Schildwache von der Bürgergarde.

Bei der Einrichtung der Bürgergarde in *** traf der Dichter B . . . einen Bekannten, der ebenfalls bei dieser Garde angestellt war, an einem entlegenen Orte als Schildwache. Er hatte sich es aber bequem gemacht und saß auf einem Schemel.

Da der Letztere bei der Organisirung dieser Garde sich sehr darüber gefreut und einen großen Diensteifer an den Tag gelegt, so sagte B . . . zu ihm:

„Ist's möglich: Erst waren Sie so enthusi„astisch für den Gardistendienst eingenommen und „nun schienen Sie ihn so wenig zu achten?"

Die Schildwache lächelte, ohne sich in ihrer behaglichen Ruhe stören zu lassen.

Fällt Ihnen denn kein Impromtü darauf ein? war endlich die Frage.

B . . . antwortete auf der Stelle:

Nein, größern Widerspruch sah man nie auf der Welt;
Als einen Posten wohl besetzt und schlecht bestellt;

128.

Sarkasm eines Soldaten gegen den verstorbenen Herzog von Berry.

Vor der letzten Flucht Ludwig's XVIII. aus Frankreich, hielt man es bei Hofe rathsam, sich die Gunst der Soldaten zu erwerben, die einen wesentlichen Einfluß auf die zu besorgenden großen Ereigniße haben könnte obschon man sie nicht so nahe glaubte.

Der verstorbene Herzog von Berry machte daher bekannt, daß er in der Kaserne Popincourt sich einfinden würde, wann die Soldaten dort ihr Mittagbrod genösen.

Man wartete lange auf ihn, endlich erschien er und die Soldaten setzten sich zu Tische, doch geschah dies ziemlich mürrisch, da sich die Speisung durch dieses Warten verzögert hatte.

Der Herzog, um sich recht human zu zeigen, nahm einem Soldaten den hölzernen Löffel aus der Hand und kostete die Suppe, indem er sich ein wenig die Lippen damit benetzte.

„Gnädigster Herr!" sagte der alte Kriegesknecht: „Sie werden sie schon kalt finden; Sie sind zu spät gekommen."

129.

List eines Gasgogner, v. Heinrich IV. doppelte Pension zu erhalten.

Ein Offizier, von Geburt ein Gasgogner, hatte sich in einem Gefechte sehr brav benommen.

Da dies Heinrich IV. berichtet worden, ließ er ihn zu sich rufen, und sagte zu ihm, in Gegenwart des Intendanten der Finanzen: Sie haben sich auf eine vortheilhafte Weise ausgezeichnet, zum Beweise meiner Zufriedenheit, bewillige ich Ihnen eine Pension von fünfhundert Livres jährlich.

„Sechshundert?" fragte der Offizier.

Nein, fünfhundert, versetzte der König.

Der Offizier wandte sich nun an den Intendanten der Finanzen.

„Mein Herr! Sie haben es nun selbst aus „dem Munde des Königs gehört, daß Se. Majestät mir tausend Livres jährliche Pension zu „bewilligen geruht haben."

Wie so? fragte dieser erstaunt.

„Es ist ganz richtig gerechnet. Se. Majestät haben zweimal gesagt, daß ich fünfhundert „Livres haben soll, und zweimal fünf macht zehn, „also im Ganzen tausend Livres."

Der

Der König lachte und diese List glückte dem Gascogner. Er erhielt das volle Jahrgeld.

130.

Drollige Antwort eines Knabens auf die Frage seines Lehrers.

Ein Lehrer zeigte einem sechsjährigen Knaben die Sylben auf der Tafel, und als dieser falsch buchstabirte, stieß er mit dem Bleistift auf einen unrichtig angegebenen Buchstaben und fragte unwillig: was steht hier?

„Der Bleistift," antwortete der Knabe gutmüthig.

131.

Alberne Bemerkung in einem Kirchenbuche.

Ein Pächter aus Suffolk, dessen Aussprache seltsam breit war, brachte seinen erstgebornen Sohn zum Pfarrer des Kirchspiels, um ihn taufen zu lassen. Er sagte dem Geistlichen, daß das Kind John (Johann) heißen sollte, sprach dies aber

so breit aus wie Joan (Johanna), so daß der Pfarrer glaubte, es sey ein Mädchen, und den bei einem Kinde weiblichen Geschlechts vorgeschriebenen Gottesdienst in der Kirche auch wirklich vollzog, ohne daß dies dem Vater, der Mutter und zwei jungen, als Taufzeugen gegenwärtigen Frauen auffiel. Einige Tage darauf bemerkte der Vikarius den Irrthum und bat den Geistlichen dringend, diesen Fehler im Kirchenbuche zu ändern. Letzterer weigerte sich aber durchaus, es zu thun, weil er in dem Kirchenbuche nichts ausstreichen noch ändern dürfe.

„Indeß will ich — eine Anmerkung über die„sen Umstand machen," sagte er, und nun schrieb er folgende Worte am Rande.

Bemerkung: „Aus dem am 10. dieses „unter dem Namen Joan getauften Mädchen „wurde vierzehn Tage nachher ein Knabe.

132.

Witzwort des Schauspielers Bordier, bei einem ausgepfiffenen Stück.

Ein neues Stück wurde in der Szene, wo ein Gastmal vorkommt, in Paris, ausgepfiffen.

Der

Der Schauspieler Borgier, der in dieser Szene den Wirth machte: sagte zu einem Schauspieler, der den Bedienten spielte: „Johann! mach' „doch die Fenster zu, hörst Du nicht, wie der „Wind pfeift?"

133.

Witzwort Joseph II. an die Frau eines italienischen Sängers.

Joseph II. besuchte auf einer Reise in Mailand einen berühmten Sänger und Schauspieler, den er den Abend zuvor in einer Oper in der Rolle eines römischen Kaisers gesehen, und der ihm sowohl durch seinen treflichen Gesang als durch sein Spiel ungemein gefallen hatte.

Der Sänger war mit einem sehr gemeinen und widerwärtigen Weibe verheirathet. Als Joseph in das Zimmer des Künstlers trat, fand er dort alles in der größten Unordnung; die Frau vom Hause in einem höchstschmutzigen Negligee, den Sänger selbst in einer Nachtjacke. Man kann sich denken, wie verlegen der Virtuose war.

Las-

„Lassen Sie es gut seyn," sagte Joseph scherzhaft, um den Bestürzten wieder zur verlornen Fassung zu verhelfen: „wenn wir Kaiser „zusammen kommen, machen wir keine Umstän„de.

Die Frau des Sängers war unverschämt genug, diesen Scherz auch auf sich zu deuten, und wollte ihn durch einen plumpen Spaß weiter treiben.

„Madame," unterbrach sie Joseph: das deutsche, so wie das alte römische Reich hat nur „Kaiser."

134.

Le Bruns Witzwort über Zeit und Ewigkeit.

Le Brün ward einst von einem Schwätzer befragt: welcher Unterschied wohl zwischen Zeit und Ewigkeit sey?

„Mein Gott!" erwiederte Le Brün, wenn „ich mir die Zeit nehmen wollte, Ihnen das „aus einander zu setzen, so würden Sie eine „Ewigkeit brauchen, mich zu verstehen."

135.

Hochherzige Erklärung Ysabeau's von den Revolutionstribunal.

Das Revolutionstribunal hielt seine Sitzungen in dem Saale des ehemaligen Parlaments von Paris.

Der Obergreffier des Letztern, Ysabeau, wurde als Angeklagter vor dieses Tribunal gefodert. Der Präsident desselben, entrüstet über die kalte Ruhe, mit welcher Ysabeau alle ihm vorgelegten Fragen beantwortete, sagte endlich zu ihm in einem barschen Ton: kennst Du diesen Saal wohl?

„O ja," versetzte Ysabeau: „hier richtete „ehemals die Tugend das Laster; jetzt erwürgt „hier das Laster die Unschuld."

136.

Des Herzogs von Alba Entschuldigung über die Hinrichtung der Grafen Egmont und Horne.

Der Herzog von Alba ließ, um die Unruhen in den Niederlanden zu dämpfen, die Grafen Egmont und Horne enthaupten.

Als

Als man darüber sein Befremden äußerte, daß er so hart mit Personen, von so hoher Geburt und großem Ansehen, verfahren sey, antwortete er:

„Wenige Lachsköpfe sind mehr werth als vie-
„le tausende von Fröschen.“

137.

Witzige Entschuldigung über die Fragen eines geprüftwerdenden angehenden Schulmanns.

Ein junger Mann, der sich dem Schulfache widmen wollte, meldete sich deshalb bei der vorgesetzten Behörde zur Prüfung.

Diese wurde anberaumt und er erschien vor seinen Examinatoren, zwei an der Zahl. Der Eine davon ließ den jungen Mann die ganze Ueberlegenheit seines Verhältnißes gegen ihn fühlen und legte ihm eine Menge wegen ihrer Unbestimmtheit höchst schwieriger Fragen vor.

Der Geprüftwerdende verlor aber nicht die Gegenwart des Geistes und brachte durch seine Fragen: was der Examinator durch die seinigen eigent=

eigentlich sagen wolle, den Letztern in große Verlegenheit, so daß er die Prüfung bald abbrach und seinem Kollegen das Weitere überließ.

Dieser schlug einen andern Weg ein, und der angehende Schulmann bestand auf das beste.

Nachdem er entlassen worden, sagte derjenige, der das Examen begonnen, zu dem Andern: Nicht wahr, Herr Kollege, der junge Mensch war sehr insolent? Auf jede meiner Fragen hatte er gleich zwei bis drei bei der Hand.

„Lieber Herr Kollege!" versetzte der Zweite: „ich habe darin nichts insolentes gefunden. Er „hat Ihnen nur zeigen wollen, daß er die be„liebte Lancastersche Methode inne hat, die des „wechselseitigen Unterrichts."

138.

S. Johnson's Urtheil über Musik.

Eine Lady fragte Samuel Johnson, nach Aufführung einer Sonate, ob er einen großen Gefallen an Musik fände?

„Das eben nicht," antwortete Johnson, „aber ich denke, daß unter allem Getöse Musik „das am wenigsten unangenehme ist."

139.

Catinat's großmüthige und kluge Benehmung gegen einen jungen Offizier.

Zur Zeit, als Catinat den Krieg in Italien führte (1701), bat ihn ein junger Offizier, bei ihm in Dienste treten zu dürfen. Catinat nahm ihn an. Einige Tage nachher sendet er denselben an der Spitze eines Detachements auf eine Unternehmung aus. Der junge Mann wird angegriffen, verliert den Kopf und entflieht. Sein schlimmes Benehmen hatte zu viel Zeugen, als daß es nicht hätte bekannt werden sollen.

Catinat stellte ihn darauf selbst allen Offizieren der Kompagnie vor und sagte: „Meine „Herren! ich bitte Sie, Ihrem Kameraden mehr „Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; ich wollte „seinen Gehorsam prüfen, und er that nichts, „als was ich ihm befahl."

Nachdem er den Offizier öffentlich mit Liebkosungen überhäuft hatte, ließ er denselben zu sich kommen, und machte ihm bemerklich, wie sehr er sein Zutrauen der Gefahr aussetzen würde, wenn er es nicht auf der Stelle durch eine glänzende Handlung rechtfertigte. Der junge Mann versprach es, hielt Wort, und ward nachher einer der bravsten Offiziere der Armee.

140.

140.

Naive Erklärung einer Frau über die Unvermeidlichkeit, sich scheiden zu lassen.

Bei den Gerichten zu F * * * war eine Ehescheidungsklage angebracht worden. Der Prediger H . . . wurde zum Versuch der Sühne aufgefordert. Als er bei dieser Frau, die vorzüglich auf Trennung bestand, ermahnte, davon abzustehen, sagte sie:

„Herr Prediger! das ist ganz unmöglich, wenn „Sie nicht die Kunst verstehen, alte Männer wieder jung zu machen."

141.

Verunglückte Aufführung der Farce Herodes v. Bethlehem.

Zu B*** gab man Herodes vor Bethlehem, bekanntlich eine sehe witzige Parodie in 3 Aufzügen auf die Hussiten vor Naumburg, die mehr für die Lectüre als für die Darstellung geschrieben scheint, und folglich mit der größten Sorgfalt gegeben werden muß, wenn sie gefallen soll.

Um

Um das B * * *ter Publikum, das wenig Geschmack an kleinen Stücken findet, zumal, wenn sie schlecht gespielt werden, in dieses zu locken, gebrauchte der Direktor den politischen Kniff, es auf dem Zettel in fünf Akten anzukündigen.

Die Darstellung begann vor einem zahlreichen Auditorium. Der erste Akt mißfiel, der zweite noch mehr, der dritte am meisten. Das Publikum fing an zu murren, wurde aber von der Hoffnung, das Beste komme zuletzt, noch beschwichtiget. Doch jetzt trat Einer von den Künstlern hervor, erklärte die Darstellung für geendigt, hinzufügend: daß sie durch einen Druckfehler, den der Setzer verschuldet, in 5, statt in 3 Akten angekündigt sey. Unglücklicher Weise befand sich der Setzer unter den Zuschauern auf der Gallerie, und schrie mit der Stimme eines Stentors herunter: „Das ist nicht wahr! Fünf „Akte stehen auf den geschriebenen Zettel!“

Nun ward der Lärm allgemein. Man lachte, zischte, pfif, und das Theater blieb in der Folge leer.

142.

Alberner Hochmuth einer Magd in einer großen Stadt.

Ein Mädchen aus einer kleinen Provinzialstadt war nach der Residenz B * * * gekommen, um dort bei einer Herrschaft ein Unterkommen zu finden.

Ihr Wunsch wurde erfüllt, und sie erhielt einen Dienst als Stubenmädchen bei dem Geheimen Rath P * * *.

Nach einigen Wochen, wo sie in diesem neuen Verhältnisse war, entstand einst ein sehr heftiges Gewitter. Erschrocken über einige Blitze und das gleich darauf folgende Geroll des Donners, rief sie der Küchenmagd zu:

Ne, solch en Wetter haben wir doch nich bei uns in D * * *

„Was Sie sich auch einbildet," versetzte die Letztere, eine geborne B * * * rin: „in ihrem „kleenen Nest können ja nicht die Gewitter so „groß seyn, wie hier in der Hauptstadt."

143.

Witzwort über den Dichter Morand.

Als das kleine Lustspiel: die Ehescheidung von Morand, in Paris aufgeführt worden war, hatten Viele daran getadelt, daß der Charak-

rakter der darin auftretenden Schwiegermutter zu unnatürlich sey.

Bei der nächsten Wiederholung wandte sich vor der Aufführung der Verfasser mit folgenden Worten an die Zuschauer:

„Meine Herren! Man hält den Hauptcharak„ter meines Stücks für dramatisch unwahrschein„lich. Alles, was ich darauf zu erwiedern habe, „besteht darin, daß ich auf Ehre versichere, wie „ich noch vieles aus diesem Charakter weggelas„sen, so begründet es auch in der Natut ist, um ihn „für die theatralische Darstellung geschickt zu „machen.—“

Das Lustspiel wurde nun gespielt, und alles verhielt sich ruhig. Als aber, nach Beendigung der Darstellung, ein Schauspieler die Wiederholung desselben auf den folgenden Tag ankündigte, frägte ein Spötter im Parterre:

Mit oder ohne das Compliment des Verfassers? Morand hielt sich dadurch höchlich beleidigt, und, sehr jähzornig, sprang er hinter den Coulissen hervor, warf seinen Hut in das Parterre, und sagte:

„Wer den Verfasser sehen will, darf ihm nur seinen Hut wieder bringen.“

Keiner der Zuschauer fühlte dazu Beruf, aber eine Stimme rief:

Wo-

Wozu braucht er den Hut noch, da er den „Kopf verloren hat?"

144.

Witziger Spott des Arztes Quarin.

Der im Jahr 1816 in einem hohen Alter verstorbene kaiserliche Leibarzt von Quarin zu Wien hatte oft sehr sarkastische Einfälle.

Als einst einer von den kleinen Reichsfürsten, der sich zu Wien aufhielt, in einer Assemblee bei Hofe viel von der Tapferkeit seines Reichscontingents sprach und solche nicht genug rühmen konnte, wandte sich von Quarin plötzlich mitten in dem Gespräch, an den Kaiser und sagte in einem angenommenen sehr gutmüthigen Ton:

„Ew. Majestät sollten wirklich, um das brave „Contingent nach Verdiensten zu belohnen, ein „Uebriges thun."

Ja, recht gern, aber wie? mein lieber Quarin?

„Sie sollten es wenigstens nach Wien kom„men lassen, und ihm auf ein Paar Tage ei„ne Freiloge bei'm Kasperl geben."

145.

Sarkasm. v. Wilkes gegen einen Volksdeputirten.

Den Delinquenten in England wird bei der Hinrichtung eine Kappe über's Gesicht gezogen. Ein

Ein Volksdeputirter setzte sich einst ohne Rock und Perücke, bloß eine Kappe auf dem Haupte, zu einem öffentlichen Gastmale des bekannten Wilkes.

Mit vieler Unverschämtheit fragte er diesen: Wie steht mir die Kappe?

„Recht gut, „versetzte Wilkes ruhig: aber „besser freilich wär's, wenn man sie ganz über's „Gesicht zöge."

146.

Friedrich der Große und d'Alembert.

Nach dem Frieden des Jahres 1763 ließ Friedrich der Große d'Alembert auf einer Reise, welche der Letztere nach Wesel machte, zu sich kommen.

Der König empfing d'Alembert sehr huldreich, und nach der ersten Bewillkommung legte er ihm die Frage vor: Sind die Mathematiker wohl im Stande eine Methode zu entdecken, wonach man die Wahrscheinlichkeiten in der Politik berechnen könnte?

„Sire," versetzte d'Alembert: „eine solche Berechnung ist ihnen unbekannt; wenn sie „aber auch wirklich vorhanden wäre, so würde sie „doch der Held umstoßen, der so eben diese große Frage gemacht hat."

147.

Der starke Barsabas.

Dieser Mensch lebte in Frankreich unter Ludwig XIV., und fand auch an diesem Monarchen einen großen Gönner und Bewunderer. Einst reiste Ludwig in Flandern herum. Bei dem schlechten Wege versank sein Wagen bis über die Achsen in Koth. Man spannte eine große Anzahl Pferde, und da diese nichts vermochten, eine noch größere Zahl Ochsen vor; aber alles vergebens. Der Wagen regte sich nicht. Jetzt schlug sich Barsabas, der den König als Gardist begleitete, ins Mittel, und hob den Wagen allein heraus. Der König beförderte ihn auf der Stelle, und gab ihm einen Jahrgehalt.

Einst kam Barsabas zu einer Seilersfrau, von der er ein Paar gute, derbe Stricke foderte. Man brachte dieselben herbei; aber Barsabas zerriß sie, wie einst Simson, als wären es Zwirnsfäden. Man holte noch stärkere und festere; aber auch diesen erging es nicht anders. „Nun," sagte die Seilerin, ich will Ihnen noch bessere geben; aber sie sind theurer und ich weiß nicht, ob sie mir dieselben bezahlen werden. Barsabas legte zur Sicherheit der Frau, zwei Laubthaler auf den Tisch, und verlangte die Stricke.

Allein, zu seiner großen Verwunderung nahm die Seilerin die Thalerstücke, zerbrach sie und warf die Stücke mit den Worten hin: „Ihre Thaler sind nicht besser, als meine Seile. Haben Sie kein besseres Geld?" Die Reihe des Staunens war jetzt an Barsabas. Bei der Erkundigung nach der Herkunft der Frau, erfuhr er aber, daß sie mit ihm zu einer Familie gehörte. Sie war seine Schwester, und ihm darum unbekannt geblieben, weil beide, nach dem frühen Tode der Aeltern, unter fremde Leute gekommen waren.

Bei einem Schmiede foderte Barsabas, ein ander mal, ein Paar der besten und stärksten Hufeisen. Man reichte sie ihm; allein er zerbrach sie, und gab sie als schlechte Waare wieder zurück. Der Hufschmied erbot sich auf der Stelle ein festeres zu machen. Während der Schmied am Ofen beschäftigt war, nahm Barsabas den Amboß unter seinem Mantel. Jener wandte sich um und wollte darauf arbeiten, staunte aber nicht wenig, da sein Amboß verschwunden war. Barsabas wollte denselben unbemerkt wieder an Ort und Stelle setzen. Allein der Schmied ward es gewahr, hielt seinen Gast, der mit Centnern, wie mit Würfeln spielte, für einen Geist, und lief davon.

Ein

Einst ritte Barsabas in Gesellschaft eines Prinzen, der eine Probe von seiner Stärke zu sehen wünschte. Ohne etwas auf den Antrag des Prinzen zu erwiedern, sprang er vom Pferde und sagte: „Mein Pferd hat mich so oft getragen, es ist billig, daß ich ihm einmal dasselbe thue. Hiermit bückte er sich unter das Thier, und trug dasselbe auf seinen breiten Schultern über 50 Schritte weit.

Künstleranekdoten.

148.

Ein Mann von Stande, welcher viel Geschmack an der Malerei fand, und es darin zu nicht geringer Geschicklichkeit gebracht hatte, zeigte einst dem berühmten Paussin ein Gemälde von seiner Arbeit. Gnädiger Herr, sagte dieser, Ihnen fehlt, um in der Kunst ganz groß zu werden, weiter nichts, als ein wenig Dürftigkeit.

149.

Der Domherr Meyer, bewunderte einst die

Figur

Figur eines Christuskindes von Battoni, mit den Worten: es scheint zu leben. Es scheint antwortete Battoni, che volete fare, was wollt ihr sagen, (seine gewöhnliche Redensart). Wenn ich dieses Kind nicht selbst gemalt hätte, warlich! ich würde es für ein lebendiges halten.

150.

Kaiser Karl V. fragte einmal den berühmten Michael Angelo, was er von dem deutschen Maler Albrecht Dürer halte? „Wenn ich nicht Michael Angelo wäre, war die Antwort, so wollte ich lieber Albrecht Dürer, als Karl V. seyn.“

151.

Raphael Mengs hatte für den Pabst Klemens ein Portrait gemalt, womit dieser nicht sonderlich zufrieden war. Mengs antwortete, als er dieß erfuhr, kalt, es ist bei uns Künstlern etwas Alltägliches, zu hören, daß eine Arbeit dem Einem sehr, und dem Andern gar nicht gefällt.

152.

Der nämliche Papst bat sich von demselben Künstler ein anderes Portrait, statt des vorigen aus. Mengs ließ fragen: Ob Se. Heiligkeit schon den Preis wüßten. Jeder Engländer zahle ihm für eine dergleichen Arbeit 100 Zechinen. Der Pabst bewilligte die Summe, und das Portrait fiel ganz zu seiner Zufriedenheit aus.

153.

Der Maler Tintoret, ein Schüler Titian's, übernahm Arbeiten zu jedem beliebigen Preise, und nach dessen Verhältnissen vervollkommnete oder vernachläßigte er seine Kunstwerke. Die Italiener, welche ihn seines artistischen Eigensinnes wegen, nur Furioso Tintoretto nannten, sagten daher von ihm: er habe drei Pinsel — einen goldnen — einen silbernen — und einen eisernen.

154.

Der Kurfürst von Mainz, welcher viel von den Talenten Willmanns, den man gewöhnlich

lich den schlesischen Raphael nannte, gehört hatte, schrieb an den Prälaten von Leubus; er möchte ihm doch ein Probestück von Willmann schicken, weil er entschlossen sey, diesem Maler einige Arbeiten aufzutragen. Willmann saß eben an der Tafel des Prälaten, als dieser ihm die Nachricht mittheilte. Sogleich ergriff der Maler ein Blatt Papier, zeichnete mit bloßer Hand ein Cruzifix darauf, gab es dem Prälaten und sagte: Schicken Sie dieß dem Kurfürsten, und wenn er daraus nicht sieht, wer ich bin: so werde ich nie etwas für ihm malen.

155.

Hanibal Caracci kam eines Abends von einem Spaziergange zurück und ward, da die Dämmerung schon eingebrochen war, unterwegs von Räubern angefallen und beraubt. Caracci reichte eine Klage bei dem Magistrate ein, und legte eine so sprechende Zeichnung von dem Hauptränber, welchen er nur in der Abenddämmerung gesehen hatte, bei, daß man ihn sogleich erkannte, einzog und bestrafte. (Von welchem berühmten Maler des Alterthums, ist etwas Aehnliches bekannt!)

156.

Der Maler Caravagio in Rom, hatte einst eine Standesperson beleidigt, und sahe sich genöthigt, die Stadt zu verlassen, und zu Fuße weiter zu wandern. Er hatte weder Geld noch Lebensmittel bei sich. Endlich durch Hunger und Strapatzen erschöpft, sprach er in einem elenden Wirthshause ein, welches am Wege lag. Der Wirth, der sogleich an dem ganzen Aufzuge die schlechten Umstände des Mannes erkannte, verweigerte ihm eine Mahlzeit, wenn sie nicht vorausbezahlt würde. Der Maler wußte sich nicht zu helfen. Indem er verlegen umher blickte, wurde er des Schildes am Gasthofe gewahr und versprach dem Wirth, dasselbe für ein paar Mahlzeiten neu zu übermalen. Der Wirth ließ sich dieß gefallen. Nach einigen Tagen setzte der gesättigte und wieder erquickte Maler seinen Wanderstab weiter fort. Bald nachher kamen einige Fremde in den Gasthof, bemerkten sogleich das Schild, und wunderten sich, ein so schönes Gemälde an diesem Orte zu finden. Einer der Fremden bot sich sogar zum Käufer des Schildes an. Der Wirth erhielt einige Goldstücke dafür und bekam nun großen Respekt für den Maler. Dieser aber war nicht mehr da. Was zu thun?

thun? Der Wirth entschloß sich, dem Caravagio nachzureisen, damit er ihm mehrere dergleichen Gemälde verfertigen möchte. Er fand auch wirklich den Maler nach einigen Tagen an der Landstraße liegen und fast mit der Verzweiflung kämpfen. Sogleich nöthigte er ihn zu sich zurück, und verschafte ihm Arbeit.

157.

Der große Organist Joh. Sebastian Bach, zog sehr viele gute Schüler. Mit keinem unter Allen aber war er mehr zufrieden, als mit Krebs in Altenburg. Er pflegte daher oft im Scherze zu sagen: das ist der beste Krebs in meinem Bache.

158.

Spinello, aus Trazzo im Toskanischen gebürtig, ein Maler, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte, war ein seltenes Opfer seiner Kunst. Er hatte nämlich den Lucifer so gräßlich abgemalt, daß er sich selbst vor seinem Gemälde entsetzte. Aus seiner Phantasie konnte das fürchter-

terliche Bild nicht wieder verbannt werden; der Maler wurde darüber wahnsinnig, und starb als ein Verrückter. Er fand viele Nachahmer; aber keinen, der ihn in dieser Kunst übertroffen hätte.

159.

Der große Maler Titian hatte auch im Portraitmalen vorzügliche Stärke. Die größten Fürsten seines Zeitalters wollten daher auch von ihm gemalt seyn. Kaiser Karl V. welchen Titian dreimal gemalt hatte, pflegte zu sagen: er habe dreimal die Unsterblichkeit aus seinen Händen empfangen.

160.

Die beiden neapolitanischen Sänger, Senesino und Farinelli, waren an verschiedenen Theatern in London angestellt. Beide sangen immer an dem nämlichen Tage, und hatten also nie Gelegenheit, einander zu hören. Eines Tages aber geriethen sie unvermuthet auf einem Theater zusammen. Senesino hatte die Rolle eines wüthenden Tyrannen, Farinelli hingegen die, eines

unglücklichen Helden im Gefängnisse, zu spielen. Aber schon bei der ersten Arie, die er sang, rührte er das verhärtete Herz des Tyrannen so, daß Senesino, ganz seine Rolle vergessend, in Farinelli's Arme stürzte und ihn mit der innigsten Rührung an seine Brust drückte.

162.

Der holländische Maler Rembrandt hatte eine sehr geschwätzige Magd. Um sich einen Zeitvertreib zu machen, malte Rembrandt ihr Portrait, und stellte es an ein offenes Fenster, aus dem die Magd mit den Nachbarn ihre gewöhnlichen, oft sehr langen, Konferenzen zu halten pflegte. Die Nachbarn wurden wirklich getäuscht, erzählten Neuigkeiten und erwarteten Neuigkeiten. Da sie aber endlich bemerkten, daß die Magd dießmal, gegen ihre Gewohnheit, ganz stumm blieb, strengten sie ihre Sehkraft besser an, und wurden nun inne, daß sie Meister Rembrandt zum Besten gehabt hätte.

162.

Der berühmte italienische Maler Correggio war einst nach Parma gegangen, um für ein Gemälde seinen Lohn zu holen. Man zahlte ihm das Geld in lauter Kupfermünze. Aus Begierde, seiner dürftigen Familie, so bald als möglich, Hülfe zu verschaffen, trug er die schwere Last selbst nach Hause; und erhitzte sich dabei so sehr, daß er ein heftiges Fieber mit Seitenstechen bekam, und daran starb.

163.

Le Notre, Controleur der Gebäude Ludwigs XIV. und Zeichner seiner Gärten, gehörte zu den merkwürdigsten Künstlern seines Zeitalters. Nachdem Ludwig seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Versailles gewählt hatte, bekam Le Notre den Auftrag, Entwürfe zu den Gärten zu machen. Als er seine Ideen auf dem ersten Platze abgezeichnet und den König auf Alles selbst aufmerksam gemacht hatte, rief dieser entzückt, bei jeder neuen Parthie: Ei! Le Notre! 20000 Franken sind dein. Diese Worte aber wurden so oft wiederholt, daß der uneigennützige Künstler endlich die Geduld verlor, und mit den

Wor=

Worten abbrach: Sire! ich sage Ihnen nun nichts mehr, ich würde Sie sonst zum armen Manne machen.

164.

Der berühmte Florentiner Bildhauer Torregiano arbeitete für einen spanischen Grand ein Jesuskind in natürlicher Größe. Torregiano machte ein Meisterstück, hatte aber vorher keinen gewissen Preis für sein Kunstwerk bestimmt. Der Grand bewunderte es nach Verdienst, und sandte am folgenden Tage zwei Bediente mit zwei großen Geldsäcken nach der Wohnung des Bildhauers, um die Statue dagegen einzutauschen. Der Künstler öffnet die Säcke und findet 30 Dukaten an Werth, jedoch in lauter Kupfermünze. Aeußerst aufgebracht über diesen Schimpf, wofür er es hält, ergreift der Künstler Meißel und Hammer, zerschlägt sein Kunstwerk, und jagt die Bedienten zum Hause hinaus. Der Grand hält sich für noch mehr beschimpft, schwört dem Künstler blutige Rache, eilt zum Großinquisitor und verklagt den Künstler als einen Verbrecher, welcher seine Hand an einen heiligen Gegenstand gelegt habe. Torregiano behauptet: es müsse

dem

dem Künstler frei stehen, sein Kunstwerk zu vernichten, so bald es ihm beliebe. Vergebens. Man verurtheilte den armen, unglücklichen Bildhauer zur Tortur bis auf den Tod, und er gab wirklich, unter den schrecklichsten Martern, seinen Geist auf.

165.

Der bekannte Maler Vernet machte schon in frühern Jahren weite Seereisen, welche man mehr malerische Kunstreisen nennen könnte. Auf einer solchen Reise entstand ein fürchterlicher Sturm. Ohne im geringsten an die, ihm drohende Gefahr zu denken, lief der Maler zu einem Matrosen und bath ihn inständig, ihn an das Tauwerk des Schiffes festzubinden. Es geschahe. Der Sturm verdoppelte sich, und selbst die rohesten Matrosen empfanden Todtesangst. Nur der junge Vernet fühlte sie nicht. Vielmehr war sein Herz ganz anderer Empfindungen voll. Mehrere Male rief er, beim Anblick des fürchterlichsten Elemenkampfes: O Gott! wie schön! wie schön!

166.

Ein unbedeutendes und dennoch merkwürdiges Werk aus der Hand des berühmten Raphael Mengs, findet man noch auf dem Rittergute Wölkau in Sachsen. Es ist dieses zugleich ein Denkmal der väterlichen Strenge. Der Vater gab nämlich im Hause des Grafen von Vitzthum Unterricht im Zeichnen, und brachte auch gewöhnlich seinen Sohn mit. Man bat eines Tages den alten Mengs um seinen Rath bei Verbesserung einer Lambrie, welche die Mäurer unter der Arbeit hatten. Der junge Raphael Mengs hatte aber kurz vorher seinen Vater, einer mißlungenen Zeichnung wegen erzürnt, und sogar bis zu Schlägen gereizt. Der hitzige Vater sagte bei dieser Gelgenheit zu seinem Sohn: „wenn du mir heute nicht besser zeichnest, so sollst du morgen zur Strafe die Lambrie hier mit anstreichen helfen.“ Die Zeichnung mißrieth wirklich, und der junge Mengs mußte nun, ohne Widerrede mit an der Lambrie pinseln helfen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jokus des Hypochonders Feind Ausgesuchte Anekdoten und Charaktergemälde zur Erheiterung und Kurzweil für alle Stände ; Mit einem Kupfer

Nürnberg und Leipzig 1826

L.eleg.m. 1353 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10578178-2